



Illustration: Philip Heider

Im Fokus: Meinungsfreiheit unter Beschuss // 6

Umweltschutz und Politik: der Weg von XR // 4

Vorbild-Interview: Rita Süßmuth im Gespräch // 8

Human Rights: Freedom of Religion before the ECtHR // 15

Romanauszug: Feiern in Paris // 22

Kann es echte Freiheit geben?

Ein Kommentar eines Naturwissenschaftlers

Können wir wollen, was wir wollen?

Die Fähigkeit, Entscheidungen frei zu treffen, macht einen wichtigen Teil unseres Selbstverständnisses aus. Offensichtlich sind wir nie völlig frei, denn es gibt politische Beschränkungen durch Gesetze und Staatsmacht, gesellschaftliche und kulturelle Erwartungen und im Alltag das stete Ringen um Kompromisse mit unseren Mitmenschen. Hinzu kommen innere Zwänge und Triebe, und unser Unterbewusstsein beeinflusst unsere Entscheidungen oft, ohne dass wir es merken.

Trotz alledem sind die meisten Menschen davon überzeugt, Entscheidungen im Prinzip frei treffen zu können – selbst, wenn wir uns in der Praxis nicht nur in Extremsituationen wie Krieg, sondern schon im Kampf gegen schlechte Gewohnheiten im Alltag sehr schwer damit tun.

Aber stimmt das überhaupt? Hätte sich z.B. Hitler grundsätzlich dagegen entscheiden können, den zweiten Weltkrieg zu beginnen und einen Genozid einzuleiten?

Zweifel an der Freiheit menschlichen Denkens und Wollens gab es wahrscheinlich schon immer, schriftlich dokumentiert sind sie spätestens seit den alten Griechen.

Die Konzepte Vorsehung und Schicksal tauchen in nahezu allen Kulturen auf. In der westlichen Welt ist Willensfreiheit zwar gesellschaftlicher Konsens – sie ist von zentraler Bedeutung für eine freiheitlich-demokratische Gesellschaftsordnung – aber dennoch haben die Zweifel Spuren hinterlassen. Im Recht gibt es beispielsweise Konzepte wie Mündigkeit oder Zurechnungsfähigkeit.

Ein kleinster gemeinsamer Nenner in der Diskussion ist vielleicht, dass wir in unserer Entscheidungsfreiheit durch die Naturgesetze beschränkt sind. Streng genommen muss man in diesem Zusammenhang zwischen Willensfreiheit und Handlungsfreiheit unterscheiden. Die Grenzen der Handlungs-

freiheit sind allzu offensichtlich – man kann physikalisch unmögliche Entscheidungen vielleicht gedanklich treffen, sie aber nicht umsetzen. Wir können Superman denken, aber nicht Superman sein. Im Folgenden geht es mir also um reine Willensfreiheit oder, in Schopenhauers Worten, die Fähigkeit, zu wollen, was wir wollen. Das Verständnis davon, wie Gedanken und Gefühle mit elektrischen Impulsen und chemischen Botenstoffen im Gehirn zusammenhängen, hat sich seit Schopenhauers Tagen rasant vertieft. Dadurch ist die Frage nach dem freien Willen von einer rein philosophischen auch zu einer naturwissenschaftlichen Frage geworden.

Fortsetzung auf Seite 3

EDITORIAL

Liebe Leserinnen, liebe Leser!

Ist Freiheit als Ideal nicht eigentlich völlig aus der Zeit gefallen? Großen Zuspruch finden heute wieder diejenigen, die sich gegen die Vielfalt der Menschen und ihrer Lebensentwürfe stellen. Der Populismus hat als großer Gegenentwurf zur freiheitlichen Gesellschaftsordnung Einzug in unsere politische Landschaft gehalten. Doch nicht nur rechts der Mitte ist illiberales Denken en vogue. Eine beliebte Forderung gerade mit Blick auf die AfD ist es, ihre Wählerinnen und Wähler einfach vom Diskurs auszuschließen. Pascal Landahl beschäftigt sich in seinem Beitrag mit diesem politischen Diskurs und zeigt auf, wie verhärtet die Fronten sind; angesichts des stark abnehmenden Respekts vor der Meinung Andersdenkender, sieht er die Meinungs- und die Forschungsfreiheit in Gefahr. Die teils handgreiflichen Proteste gegen die Vorlesungen Bernd Luckes an der Universität Hamburg dienen als aktuelles Beispiel.

Auch beim Thema Umweltschutz kommen Zweifel am Freiheitsversprechen auf. Der Mensch scheint schlicht zu unvernünftig, als dass man ihm bei seinen Konsumentscheidungen noch freie Hand lassen könnte. Verbote sollen es richten, nach dem Prinzip: Ich habe nicht nötig zu denken, andere werden das verdrießliche Geschäft schon für mich übernehmen. Aber kann das wirklich die richtige Lösung sein? Julian Frinken und Tammo Eilts stellen sich die Frage, ob und wie effektiver Klimaschutz mit dem Freiheitsversprechen einer liberalen Demokratie in Einklang zu bringen ist.

In unserem Vorbilder-Interview erinnert Rita Süßmuth, Bundestagspräsidentin a.D., daran, dass Freiheit immer mit Verantwortung einhergehen und in Einklang gebracht werden muss.

Neben den Artikeln zum Leitthema gibt es wie immer jede Menge mehr zu entdecken. In der Rubrik „Recht und Wissenschaft“ führt uns Andreas Schulz zurück in die Geschichte des Kopftuchs im europäischen Kontext. Er schließt mit einem Plädoyer für eine postmigrantische Gesellschaft, in der das Kopftuch und seine Trägerinnen für Heimat anstatt für Fremdheit stehen. Im Kunstteil findet ihr unter anderem das nächste Kapitel des bisher unveröffentlichten Romans von Sven-Erik Green. Den Auftakt zur Ausgabe macht mit unserem Leitartikel Marco Drewes. Er geht der Frage nach, ob es einen freien Willen aus naturwissenschaftlicher Perspektive überhaupt geben kann. Freut euch also auf viele spannende Beiträge!

Wir bedanken uns bei unseren Autorinnen und Autoren für die gute Zusammenarbeit. Besonderer Dank gilt auch diesmal wieder der Kursbuch Kulturstiftung für ihre Unterstützung.

Euch wünschen wir viel Freude bei der Lektüre der PuG #23!

Eure Chefredaktion

Dear readers!

“Freedom” is the lead topic for this latest issue of “Politik und Gesellschaft”; however, while compiling this issue we had to ask ourselves whether freedom has become an outdated ideal. After all, we live in a time when those are politically on the rise who reject concepts of diversity and a pluralist society. Populism has reemerged on the political stage and it is ready to offer our European societies an alternative to their existing liberal democratic orders. Illiberal thinking is not a prerogative of the political right, however. For instance, it has become a popular demand among supporters of the political left to exclude unwelcome views from public discourse, especially those purveyed by the Alternative for Germany (“AFD”). Our author Pascal Landahl shines a light on this heated political debate and warns of the dangers it holds for the freedom of opinion, research and science.

When it comes to the topic of environmental protection, trust in liberalism seems to be waning too. Some believe that humans are simply too irrational to be given free reign over their consumption decisions; they prefer environmental policies based on bans. This way we do not need to take difficult decisions ourselves and can leave them to the government. Others, like our author Julian Frinken from Extinction Rebellion, are convinced that effective environmental protection can only be achieved through more political freedom and new democratic decision-making tools.

In our “idols”-interview series former president of the German Bundestag, Rita Süßmuth, reminds us that for a society to be successful it needs to balance freedom with responsibility, a task our modern societies have fallen short of in recent decades.

Aside from the articles on our lead topic, you can find out more about the history of the headscarf in Europe and what the European Court of Human Rights has to say on the freedom of religion in our “Law and Science” section. Sven-Erik Green has kindly provided us with another chapter of his unpublished novel. Finally, you can get inspired in our arts section by paintings from our wonderful layout artist Merle Prestin, a short story and a poem on elitism in higher education.

A big thanks to our authors for their cooperation and to the Kursbuch Kulturstiftung for making this journal possible.

Enjoy reading PuG#23 and let us know what you think of it on Instagram or by email.

Your editors in chief

Gendern ist wichtig, sagen die einen, weil Sprache wirke und weil sie sich wandeln könne. Dagegen wird gestritten mit dem Argument, das generische Maskulinum sei die sprachlich korrekte Form, wenn Frauen und Männer angesprochen werden. Oft wird auch auf die Umständlichkeit der gegenderten Form verwiesen. Welcher Meinung man sich auch anschließen mag,

Gendern wir?

Ein Wort der Redaktion zum Diskurs

richtig ist: Gendern ist heute eine Frage der politischen Meinung. Deshalb lassen wir unseren Autorinnen und Autoren die Wahl, wie sie es halten möchten. Auch hier ist es unser Anliegen, ihrer Haltung bestmöglich Gehör zu verschaffen. Als Redaktion der PuG haben wir uns entschieden, unsere eigenen Texte zu gendern.

INHALT

1 Titelstory: Kann es echte Freiheit geben?

Politik	Gesellschaft	Recht & Wissenschaft	Kunst & Kultur
4 Eine Wende in der Klimapolitik ist nur durch eine Vertiefung unserer Demokratie möglich.	10 Fremd im eigenen Land	15 Your Religious Freedom	20 Elite
5 Die unendliche Geschichte der Freiheit	11 Wer wir gewesen sein werden	16 Meinungsfreiheit als Ausrede für verbale Eskapaden.	21 Fremde Freiheit im unbegrenzten Irrgarten
6 Wehret den Anfängen	12 Zeit Heimat – Mediale Heimat	17 Heimat	22 <i>Romanauszug:</i> Fremde, die Freunde sind
8 <i>Interview mit Rita Süßmuth:</i> „Freiheit leben wir im Übermaß!“	13 Paradise Lost	19 Mensch und Natur	23 Ein wunderschöner Albtraum der Seele
	14 In die Freiheit schwimmen		

Fortsetzung von Seite 1

Die grundlegende Annahme der Naturwissenschaft ist, dass alle, aber wirklich alle Phänomene im Universum ausnahmslos ungeschriebenen Gesetzen gehorchen, den Naturgesetzen. Leider kennen wir die Naturgesetze nicht im Wortlaut, wir wissen nicht einmal, ob sie sich überhaupt in menschlicher Sprache ausdrücken lassen. Aber wir haben über die Jahrhunderte immer mehr über sie gelernt. Wissenschaftliche Theorien bilden dieses Verständnis ab, oft in der Sprache der Mathematik. Dieses Abbild ist immer nur eine Näherung, aber wir können uns mit fortschreitendem Kenntnisstand ein immer besseres Bild machen. Theorien werden allgemeingültiger und können genauere Vorhersagen machen – heute wissen wir zum Beispiel, dass Optik, Elektrizität, Magnetismus und die chemischen Eigenschaften von Stoffen alle aus einer einzigen fundamentalen Theorie abgeleitet werden können, welche die galaktischen Magnetfelder genauso beschreibt wie die Bindungen in Molekülen: die so genannte Quantenelektrodynamik. Im Prinzip sollte diese Theorie alle unsere Entscheidungen vorhersagen können, da unser Gehirn aus Atomen besteht.

Es gibt dabei zwei Probleme, ein konzeptionelles und ein praktisches. Das konzeptionelle heißt Quantenmechanik und ist eigentlich keines, das praktische heißt Komplexität.

Schrödingers Katze im Kopf

Zunächst zum einfacheren der beiden Probleme, der Sache mit der Quantenmechanik. Historisch wurde freier Wille oft als Antithese zum Determinismus diskutiert, meist in der Annahme, es gäbe nur diese zwei Möglichkeiten. Anfang des 20. Jahrhunderts waren Philosophen auf einmal in heller Aufregung, weil Physiker entdeckt hatten, dass unsere Welt nicht deterministisch zu sein scheint. Vorgänge im atomaren und subatomaren Bereich werden nicht durch die klassische Mechanik nach Newton, sondern durch die Quantenmechanik beschrieben. In der Quantenmechanik kann man nicht genau vorhersagen, wie sich ein Atom oder Elementarteilchen verhalten wird, sondern nur die Wahrscheinlichkeit berechnen, dass dieses oder jenes Ereignis eintritt. Alle Prozesse in der Natur enthalten somit ein Zufallselement. Oft ist eine mögliche Zukunft deutlich wahrscheinlicher als die anderen – wenn man z.B. ein Elektron im Vakuum unter dem Einfluss der Schwerkraft betrachtet, ist es wahrscheinlicher, es im nächsten Augenblick etwas weiter unten zu finden als weiter oben, und im Mittel bewegt sich das Teilchen so, wie man es aus der klassischen Mechanik erwarten würde. Ausnahmen sind aber nicht ausgeschlossen.

Natürlich ist Unvorhersehbarkeit nichts Neues in der Naturwissenschaft. Reale Apparate haben nur eine begrenzte Messgenauigkeit, und Messungen sind nie ganz von äußeren Einflüssen frei, die sich in Fluktuationen im Ergebnis niederschlagen. Das Elektron könnte beispielsweise auch durch die Kollision mit einem anderen Teilchen nach oben gestoßen werden, weil das Vakuum nicht perfekt war. In der klassischen Physik sind dies allerdings praktische Probleme, und die Unsicherheiten können durch verbesserte Messapparaturen beliebig weit reduziert werden. Würde man die exakte Position und Geschwindigkeit aller Elementarteilchen kennen, könnte man alle Ereignisse im Prinzip vorhersagen. Die Welt der klassischen Physik ist also fundamental deterministisch, und die Unfähig-

keit, exakte Vorhersagen zu machen, ein rein technisches Problem. Die Quantenunsicherheit dagegen ist Teil der Naturgesetze, sie kann nicht durch technischen Fortschritt eliminiert werden. Einstein hat die Vorstellung, dass Zufall ein fundamentales Naturgesetz sei, stets abgelehnt („Gott würfelt nicht.“). Experimente, unter anderem Tests der sogenannten Bell Ungleichungen, legen aber nahe, dass die Natur doch eine Spielerin ist und die Quantenmechanik korrekt.

Im Alltag merkt man von der Quantenunsicherheit nichts, da die Gegenstände um uns herum aus einer sehr großen Anzahl von Teilchen bestehen. Die kombinierte Wahrscheinlichkeit, dass alle den unwahrscheinlicheren Weg einschlagen und über eine messbare Zeit beibehalten, liegt sehr nahe bei null. Wenn man es ausrechnet, kommt man zu dem Schluss, dass statistisch seit Anbeginn der Welt noch nie eine Tasse durch Quantenfluktuationen nach oben gefallen sein sollte. Die Zufälle, die wir im Alltag erleben, sind keine echten (quantenmechanischen) Zufälle, sondern spiegeln lediglich unsere Unkenntnis über die Details des Gesamtzustands der Welt wider. Eine unerwartete Begegnung beim Flanieren an der Alster erscheint uns nur deshalb zufällig, weil wir die Pläne unseres Gegenübers nicht kannten.

Es ist allerdings grundsätzlich denkbar, Quantenfluktuationen so zu verstärken, dass wir sie doch sehen. Das bekannteste Gedankenexperiment ist wohl Schrödingers Katze. Dabei konstruiert man einen Mechanismus, der eine Katze dann tötet, wenn ein bestimmtes radioaktives Atom zerfällt. Der Zeitpunkt des Kernzerfalls unterliegt aber dem quantenmechanischen Zufall, somit überträgt sich die Quantenunsicherheit auf das Leben der Katze. Ein etwas realistischeres Beispiel sind genetische Mutationen. Der Bauplan unseres Körpers ist in der DNA gespeichert, also einem Molekül. Einzelne Atome in der DNA einer Eizelle könnten ihre Position z. B. durch Quantum Tunneling verändern. Die Quantenfluktuation würde dann die Eigenschaften des heranwachsenden Menschen verändern.

Könnte es also sein, dass auch unser Gehirn so ein Quanten-Verstärker ist, unsere Entscheidungen also Schrödinger-Katzen sind? Zum einen ist es wohl kaum möglich, die Strukturen in unserem Hirn hinreichend von äußeren Einflüssen zu isolieren, um die sogenannte Quantenkohärenz aufrecht zu erhalten, eine notwendige Bedingung für das Auftreten quantenmechanischer Effekte. Schrödinger hat bereits darüber spekuliert, dass dies vielleicht die Untergrenze für die mögliche Größe von Organismen setzt, denn ein durch Quantenzufälle dominiertes Verhalten bringt im Konkurrenzkampf der Evolution vermutlich keinen Vorteil. Zum anderen ist es hinsichtlich der Frage der Willensfreiheit auch völlig egal, denn Zufall ist kein freier Wille. Sollte die Quantenmechanik unsere Entscheidungen beeinflussen, wären sie zwar nicht vorherbestimmt, aber eben auch nicht frei.

Komplexität und der Weihnachtsmann

Das zweite Problem heißt Komplexität. Nur weil wir alle Komponenten eines komplexen Systems verstehen, heißt das nicht, dass wir daraus alle Eigenschaften des Gesamtsystems ableiten können. Wir können z.B. das Wetter nicht über Wochen vorhersagen, obwohl wir die zugrunde liegenden Naturgesetze gut kennen. Leider ist unser Hirn sehr komplex. In den Worten von Jostein Gaarder: „Wenn



das Gehirn des Menschen so einfach wäre, dass wir es verstehen könnten, dann wären wir so dumm, dass wir es trotzdem nicht verstehen könnten“. Die Frage ist also: Könnte unser Gehirn mehr sein als die Summe seiner Bestandteile?

Das Auftreten von neuen Eigenschaften eines Systems infolge des Zusammenspiels seiner Elemente wird Emergenz genannt. Man muss allerdings, wie beim Zufall, zwischen starker (echter) und schwacher (scheinbarer) Emergenz unterscheiden. Mit scheinbarer Emergenz meine ich hier, dass alle Eigenschaften des Systems sich im Prinzip aus denen der Komponenten ableiten ließen, dies aber praktisch nicht möglich ist, weil es unser Wissen oder unsere geistigen Kapazitäten übersteigt. Die Existenz solcher Phänomene ist unumstritten, Wetterphänomene sind nur eines von vielen Beispielen. In jedem Glas Wasser befinden sich Milliarden von Milliarden Moleküle, und niemand vermag zu sagen, welches gerade wo ist. Dennoch kennen wir die Wärmeleitfähigkeit von Wasser und können sie technisch nutzen. Ein Bienenvolk kann komplexere Probleme lösen als eine vergleichbare Anzahl unorganisierter Insekten, ohne, dass man dabei an Magie glauben muss.

Im Gegensatz dazu wäre echte Emergenz eine Eigenschaft, die auch ein unendlich intelligentes Wesen mit exakter Kenntnis aller Eigenschaften aller Komponenten des Systems nicht vorhersagen könnte. Ein echter (also nicht nur eingebildeter) freier Wille wäre so eine Eigenschaft. Die Beweislage dafür ist sehr dünn. Es gibt zwar viele Phänomene, die den Naturwissenschaftlern Rätsel aufgeben, aber keinen Beweis dafür, dass dies nicht allein an unsrem Unvermögen liegt, also scheinbare Emergenz ist.

Wenn man die Existenz einer Sache weder beweisen noch einwandfrei widerlegen kann, was dann? Eine Antwort wird William of Ockham zugeschrieben, einem Mönch aus dem 13. Jahrhundert: Im Zweifel gewinnt die einfachere Erklärung. Oder, in den Worten von Carl Sagan: „Extraordinary claims require extraordinary evidence“. Bekannte Beispiele sind der Weihnachtsmann oder Russels Teekanne, eine hypothetische winzige Teekanne, welche die Sonne umkreist. Es ist extrem schwierig, deren Existenz mit absoluter Sicherheit zu widerlegen – aber auch nicht nötig, denn die Beweislast liegt bei denjenigen, die den Weihnachtsmann gesehen haben wollen.

Aber welches von beiden ist beim Beispiel des freien Willens die einfachere Erklärung, und welches ist der „extraordinary claim“? Der freie Wille ist ein im Alltag sehr intuitives Konzept und liefert eine scheinbar einfache Erklärung für das Verhalten der Menschen. Aus der Sicht eines Naturwissenschaftlers ist er aber eine sehr starke Behauptung, denn er würde die reduktionistischen Grundfesten unseres naturwissenschaftlichen Weltbildes infrage stellen, die überall sonst millionenfach experimentell bestätigt wurden. Man müsste erklären, warum ausgerechnet unser Gehirn anders sein soll als alle anderen Strukturen in der Natur, obwohl es nachweislich aus den gleichen Stoffen besteht und die Beobachtungen der Biochemie und Neurobiologie in gutem Einklang mit den Gesetzen der Physik stehen. Und ein starker Beweis fehlt – keine menschliche Verhaltensweise erfordert zwingend die Existenz eines freien Willens.

An Freiheit glauben, weil wir es müssen

Der freie Wille befindet sich also mit dem Weihnachtsmann in guter Gesellschaft – man glaubt gerne dran, Beweise gibt's aber keine. Sollten wir seine Existenz daher für ähnlich unwahrscheinlich halten? Den Ausschlag gibt am Ende vielleicht doch ein philosophisches Argument und kein naturwissenschaftliches. Laut Kant sollten wir so handeln, dass die zugrunde liegende Maxime als allgemeines gesellschaftliches Prinzip denkbar ist. Beispielsweise sollte man nicht lügen, weil eine allgemeine Akzeptanz von Lügen effektive Kommunikation praktisch unmöglich macht. Eine Gesellschaft, die auf diesem Prinzip basiert, ist nicht denkbar. Ähnlich undenkbar ist eine Gesellschaft, in der Menschen in keiner Weise für ihr Handeln verantwortlich sind. Und selbst, wenn man sich für solche gesamtgesellschaftlichen Überlegungen nicht verantwortlich fühlt, ist es schwer vorstellbar, wie eine persönliche Lebensphilosophie aussehen könnte, die gänzlich ohne Konzepte wie Entscheidung oder Verantwortung auskommt. Obwohl aus naturwissenschaftlicher Sicht erhebliche Zweifel angebracht sind, gilt für den freien Willen somit: Im Zweifel für den Angeklagten. Man kann es als ernüchternd empfinden, aus solch pragmatischem Zwang heraus an Freiheit zu glauben – oder aber sich an der darin liegenden Ironie erfreuen.

.....
Marco Drewes

- Professor an der Université Catholique de Louvain -

POLITIK



Illustration: Charlotte Götze

Während wir jetzt gerade das zerstörerische Eintreten von Prognosen erleben, die schon viel zu lange nicht ernstgenommen werden, steigen die globalen Treibhausgasemissionen weiter. Die Graswurzelbewegung Extinction Rebellion (XR) begreift zivilen Ungehorsam als Notwehr gegen die Untätigkeit von Regierungen, die wider besseres Wissen handeln. Der Protest ist auch Ausdruck von Verzweiflung, Wut und Trauer, bleibt dabei jedoch friedlich und respektvoll. Und er ist begründet: Die Bundesregierung ignoriert ihre gesetzliche (gar verfassungsmäßige) und moralische Pflicht, angemessen zu handeln, indem sie ihre Klimapolitik zielstrebig auf das Verfehlen der Ziele für 2030 zusteuert. Damit ist sie dabei, ihre Zusagen innerhalb des Paris-Abkommens zu brechen. Dessen Zielvereinbarungen sind völkerrechtlich bindend.

Wir sollten also tatsächlich über Recht und Gesetz sprechen. Und über Demokratie. Denn so emotional der Protest auch erscheinen mag, so vernunftgeleitet ist der politische Ansatz von XR Deutschland.

Hat die Demokratie versagt? Nein, sie muss gestärkt werden

Die Erzählung, wonach die träge Demokratie im Angesicht der Klimakrise versagt habe und die Probleme nun in technokratischer Manier gelöst werden müssten, geistert in regelmäßigen Abständen durch Politik und Medien. Sie ist allerdings grundverkehrt und beruht auf mehreren Missverständnissen.

Erstens finden klimapolitische Zielvereinbarungen vor allem auf der globalen Ebene statt. Gerade hier existieren aber keine ausreichenden Formen demokratischer Beteiligung, weshalb man unzureichende Verhandlungsergebnisse auch nicht „der Demokratie“ in die Schuhe schieben kann, sondern eher mutlosen bis unwilligen Regierungen, von denen der Großteil gar nicht oder nur unvollständig demokratisch legitimiert ist. Wir, die wir das Privileg genießen, in einem demokratischen System zu leben, müssen deshalb unsere Freiheiten wahrnehmen und unseren Regierungen umso nachdrücklicher Teilhabe abringen, um sie zum Handeln zu bewegen. In der Summe wird das globale Auswirkung haben.

Zweitens: Die technokratischen und anti-demokratischen Forderungen beruhen auf der naiven Annahme, dass wir uns mit dem gleichen System aus der ökologischen Katastrophe herauswinden können, mit dem wir uns erst hineinmanövriert haben. Es bedürfe nur einiger technischer Reparaturen. Das verkennt auf überhebliche Weise die Ursachen sowie das tiefe Gerechtigkeitsproblem im Kern der Klimakrise: Diese ist keine unangenehme Begleiterscheinung unserer Formen des Wirtschaftens. Sie ist die systematische Folge eines auf fossilen Brennstoffen beruhenden und ausbeuterischen ökonomischen Exzesses, unter dem Menschen und andere Lebewesen auf diesem Planeten jetzt und in Zukunft massiv leiden. Klimapolitik kann nur aufrichtig sein, wenn sie diese Ursachen sowie die Gerechtigkeitsdimension reflektiert. Dabei muss der notwendige Wandel

Eine Wende in der Klimapolitik ist nur durch eine Vertiefung unserer Demokratie möglich

Plädoyer für den politischen Ansatz von Extinction Rebellion

Die Menschheit hat es geschafft, die Erde schon jetzt um einen Grad Celsius zu erhitzen – sehenden Auges, da die wissenschaftlichen Fakten lange genug bekannt sind. Arten sterben in einer angsterregenden Geschwindigkeit aus. Überall auf der Welt ist die Klimakrise bereits spürbar. Naturkatastrophen, Dürren und soziale Konflikte werden sich massiv verschärfen, wenn wir nicht jetzt handeln. Müssen wir in einer solchen Situation über Demokratie, Recht und Gesetz reden? Unbedingt! Weshalb die Rebellion von Extinction Rebellion eine demokratische ist.

demokratisch von der Mehrheit einer informierten und mutigen Zivilgesellschaft getragen werden. Hierauf wirkt der Ansatz von XR hin.

Drittens: Die Schuld der Demokratie in die Schuhe zu schieben lenkt davon ab, dass es vor allem treibhausgasintensive Industrien sind, die vernünftige Klimapolitik ausbremsen. In orchestrierten Kampagnen werden Zweifel an der menschengemachten Erderhitzung gesät und auf intransparente Weise wirksamer Lobbyismus betrieben (anschaulich berichteten u.a. Forbes und The Guardian zu den Milliarden, die die Öl- und Gasindustrie in Anti-Klimapolitik-Lobbyismus steckt). Diese Machtausübung nach dem Recht des Stärkeren ist zutiefst undemokratisch und lässt sowohl Stimmen aus der Wissenschaft als auch aus der Zivilbevölkerung ungehört und frustriert zurück. Der Ansatz von XR zielt darauf ab, in einem transparenten Prozess genau diesen Stimmen Raum und Gehör zu verschaffen.

Das parlamentarische System konstruktiv ergänzen

Natürlich möchte XR die parlamentarische Demokratie vor diesem Hintergrund nicht abschaffen. Es geht vielmehr darum, sie konstruktiv zu ergänzen. Denn es gibt durchaus ein strukturelles Problem: Das parlamentarische System ist nicht ausreichend darauf ausgelegt, mit langfristigen Herausforderungen wie der Klimakrise angemessen umzugehen. Wahlperioden von vier Jahren begünstigen kurzfristiges Denken und Handeln. Die Ent-

faltung von tiefgreifendem Wandel ist im ständigen Konkurrenzkampf um Wähler*innenstimmen kaum zu vermitteln. Hinzu kommt, dass sich Politiker*innen in ihrem Handeln häufig an Meinungsumfragen orientieren, die nicht etwa wohlüberlegte und informierte Urteile von Bürger*innen widerspiegeln, sondern eher reflexartige und kaum informierte Standpunkte zum Ausdruck bringen. Diesen Mängeln möchte XR mit ihrer dritten Forderung, „Politik neu leben!“ (s. Erklärbox), begegnen, derzufolge die Regierung eine Bürger*innenversammlung gegen die ökologische Katastrophe und für Klimagerechtigkeit einberufen soll.

Demokratie neu leben: Die Bürger*innenversammlung

Die Bürger*innenversammlung ist ein Gremium von ausgelosten Bürger*innen, das über einen begrenzten Zeitraum zu einer konkreten politischen Fragestellung arbeitet. Das Losverfahren ist dabei so gestaltet, dass die Teilnehmenden möglichst repräsentativ für die gesamte Bevölkerung stehen. Sie werden zunächst in einer öffentlichen Phase von Expert*innen und Betroffenen umfassend über das Thema informiert und erarbeiten in moderierten Kleingruppen anschließend Lösungsansätze. Es wird durch die Moderation darauf geachtet, dass der Austausch offen, respektvoll und fair ist. Alle Perspektiven sollen angehört und Argumente gemeinsam abgewogen werden.

Die nach diesen Prinzipien ausgerichtete Form der politischen Kommunikation wird

auch „Deliberation“ genannt. Eine Bürger*innenversammlung ist damit eine Anwendung „deliberativer Demokratie“. Nach deren Annahmen reicht es nicht aus, dass wir alle als Einzelne lediglich unsere Stimme abgeben und damit unser persönliches Interesse bekunden. Stattdessen sind bessere und gerechtere Ergebnisse zu erwarten, wenn wir miteinander ins Gespräch kommen; wenn wir alle relevanten Perspektiven berücksichtigen und diese in einem offenen und fairen Austausch schildern; wenn wir vernünftige Argumente formulieren und versuchen, einander zuzuhören und zu verstehen. Die deliberative Demokratie verschiebt den Fokus weg von der starren Verhandlung zwischen den Interessen Einzelner hin zu einer gegenseitigen Rechtfertigung guter Gründe. In einem solchen Rahmen lassen sich auch die Rechte von zukünftigen Generationen und der Natur besonders gut vertreten.

Innerhalb der Versammlung wird dann über die Empfehlungen abgestimmt, wobei einstimmige Ergebnisse nicht zu erwarten sind. Doch grundsätzlich sind die Beratungen der Bürger*innen an Konsens und Verständigung orientiert und tatsächlich in der Lage, diese „näher zusammenrücken“ zu lassen. Ein abschließender Bericht über die Ergebnisse und Begründungen dient nicht nur als Grundlage und Anstoß einer breiten öffentlichen Debatte, sondern wird auch in die politischen Institutionen weitergereicht.

Die Empfehlungen der Bürger*innenversammlung bedürfen einer mehrheitsdemokratischen Legitimation durch das Parlament. Damit sie nicht einfach ignoriert werden, müssen deshalb strenge formale Verbindlichkeiten festgehalten werden: So muss die Bundesregierung selbst die Bürger*innenversammlung einberufen und sich im Voraus dazu verpflichten, deren Empfehlungen zur detaillierten Ausarbeitung und zur Beschlussfassung dem Parlament vorzulegen. Außerdem muss die Regierung zusagen, zu allen Empfehlungen der Versammlung formal Stellung zu nehmen und sich insbesondere zu rechtfertigen, wenn einzelne Maßnahmen nicht umgesetzt werden.

Betrachtet man die unverantwortliche kli-

mapolitische Untätigkeit und die eher ablehnende Haltung gegenüber wirksamer Einbindung der Bürger*innen seitens der Bundesregierung, so ist die Angst berechtigt, dass die Empfehlungen ignoriert werden könnten. Wenn XR also fordert, dass die Regierung nach den Beschlüssen der Versammlung handeln muss, dann zielt das darauf ab, die Regierung entsprechend in die Pflicht zu nehmen. Das heißt, dass sie die Beschlüsse als handlungsleitend begreifen sollte und die eben genannten Schritte einleiten muss.

Bürger*innenversammlungen sind in vielen Ländern bereits gelebte demokratische Praxis. Unter anderem in Irland, Kanada, Australien und Belgien konnten solche Versammlungen lokale und nationale Politik bereichern. Das prominenteste Beispiel ist wohl die irische „Citizens‘ Assembly“, die dazu beitrug, festgefahrene Debatten im religiös geprägten Irland aufzubrechen und den Weg zur Gleichstellung der gleichgeschlechtlichen Ehe und einer Abkehr vom rigiden Verbot von Schwangerschaftsabbrüchen zu ermöglichen. In Deutschland tagte vor einigen Wochen der von privaten Initiativen ins Leben gerufene „Bürgerrat Demokratie“, welcher über Fragen unseres demokratischen Systems und Möglichkeiten von mehr Partizipation beriet. Auch im Bereich der Klimapolitik werden solche Verfahren zunehmend eingesetzt: in Irland bereits 2018, in Frankreich seit diesem Oktober und im Vereinigten Königreich voraussichtlich noch diesen Herbst. Auch wenn solche Entwicklungen positiv sind, beschäftigen sich diese Beispiele bislang noch nicht mit Fragen, die angesichts der Herausforderungen weitreichend genug wären. Doch sie zeigen auch, dass Erfahrungen und Expertise existieren, an die sich anknüpfen ließe.

Demokratie im Wandel, Wandel durch Demokratie

Nicht nur das irische Beispiel, sondern auch zahlreiche politikwissenschaftliche Studien zeigen, dass deliberative Verfahren wie Bürger*innenversammlungen in der Lage sind, reflektierte und gemeinwohlorientierte Ergebnisse hervorzubringen. Entsprechend äußert sich auch David Farrell, Politikwissenschaftler und Mitinitiator der irischen

„Citizens‘ Assembly“, positiv zur Forderung von Extinction Rebellion. Die Bürger*innenversammlung ist allerdings nur eine von vielen Maßnahmen, die unsere Gesellschaft braucht, um dem Klimawandel effektiv zu begegnen. Wir kommen nicht um die breite gesellschaftliche Debatte herum. Wir müssen über Gerechtigkeit reden, über unser Verständnis von Freiheit und Verantwortung. Und wir müssen eine mutlose Regierung dazu bewegen, die ökologische Krise anzuerkennen und entsprechend zu handeln.

Demokratie ist kein starres Konzept, das sich für immer hält, sobald man es einmal errichtet hat. Demokratie ist lebendig. Sie wird herausgefordert und muss aktiv durch uns erhalten werden. Wenn unsere Institutionen es bislang nicht schaffen, auf die größte Herausforderung unserer Zeit auch nur im Ansatz angemessen zu reagieren, dann ist unser Protest nicht antidemokratisch, sondern ein legitimer Einsatz für die durch unverantwortliche Politik verletzten Rechte jetziger und zukünftiger Generationen. Genauso ist der Ruf nach Reformen keine Ablehnung, sondern eine Belebung des demokratischen Systems. Wir wissen, dass wir als Gesellschaft die Möglichkeit haben, unseren eingeschlagenen Weg zu reflektieren und seine Richtung grundlegend zu verändern. Diese Möglichkeit bietet aber nur eine lebendige Demokratie.

.....
Julian Frinken

*Julian Frinken arbeitet in der AG zu Bürger*innenversammlungen bei Extinction Rebellion Deutschland und studiert Politische Ökonomie und Internationale Beziehungen an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.*

Dieser Text ist in abgewandelter Form zuerst als Gastbeitrag im Klimareporter erschienen www.klimareporter.de/protest/aufrichtige-kli-mapolitik.



Foto: <https://extinctionrebellion.de/wer-wir-sind/unsere-forderungen/bv/wandel-durch-demokratie/>

EXTINCTION REBELLION (XR) IST EINE INTERNATIONALE GESELLSCHAFTSPOLITISCHE BEWEGUNG. ZIEL IST ES, MIT GEWALTFREIEM ZIVILEM WIDERSTAND DEN FÜR DAS KLIMA „NÖTIGEN UMFASSENDE UND TIEFGREIFENDEN WANDEL“ HERBEIZUFÜHREN. GEFORDERT WERDEN INSBESONDERE DIE AUSRUFUNG DES KLIMANOTSTANDS DURCH DIE REGIERUNG SOWIE EIN UNMITTELBARES HANDELN, UM DIE TREIBHAUSGAS-EMISSIONEN BIS 2025 AUF NULL ZU SENKEN. ALS TEIL IHRER DRITTEN KERNFORDERUNG, „POLITIK NEU LEBEN“, PLÄDIERT XR FÜR DIE EINBERUFUNG EINER BÜRGER*INNENVERSAMMLUNG, MIT DER SICH DER AUTOR IM TEXT EINGEHEND BESCHÄFTIGT.

Die unendliche Geschichte der Freiheit

Von Widerstand, Zweifel und Hoffnung

Donnerstag. Es ist ein kalter Februarmorgen. Eine Studentin und ein Student betreten das Universitätsgebäude. Unter dem Arm eine Aktentasche und ein Koffer, gefüllt bis unter den Rand mit Flugblättern. Es ist das sechste und – wie sich später herausstellt – letzte Flugblatt, welches die beiden Studierenden vor den noch verschlossenen Hörsälen verteilen. Ein paar Restexemplare des vorherigen Flugblatts befinden sich auch noch in der Tasche und werden fein säuberlich als zweiter Stapel auf den kalten Steinboden der Universität gelegt. Nachdem auch vor dem letzten Hörsaal ein Stapel niedergelegt wurde, wirft die Studentin die restlichen Flugblätter aus dem zweiten Stock in den Innenhof. Wie Herbstlaub segeln die braunen Flugblätter durch die Luft und verwandeln den Innenhof in einen Blättersturm. Die anmutige Stille wird durch einen mächtigen

Griff von hinten durchbrochen. Sie wurden erwischt. Es ist der Hausmeister Jakob Schmid, der die beiden Studierenden – die Geschwister Scholl – stellt und bis zum Eintreffen der Gestapo festhält.

Es lebe die Freiheit! waren wohl die letzten Worte von Hans Scholl, bevor er und seine Schwester für das Verteilen von Flugblättern hingerichtet wurden. Im Kampf für die Freiheit und gegen das Unrecht gaben sie und viele andere ihr Leben. Der Kampf gegen das himmelschreiende Unrecht der nationalsozialistischen Diktatur zeigt deutlich, dass Freiheit so viel mehr ist, als nur ein Wort. *Freiheit ist auch immer die Geschichte des Widerstands.*

Mit Freiheit verbinden daher viele in erster Linie die Befreiung von Unfreiheit. Freiheit und Herrschaft sind Antagonisten und

stehen in einem immerwährenden Spannungsfeld. Freiheitliche Zwangsherrschaft wäre ein Widerspruch in sich. Aber auch wenn Freiheit nicht herrscht, so ist doch ein gewisser Grad an Herrschaft notwendig, um Freiheit zu gewährleisten. Ausgehend von diesem Dilemma stellte bereits Böckenförde fest:

Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann.

Neben der Freiheit steht deswegen schon um ihrer selbst willen das Recht und zwischen ihnen steht die Toleranz. *Freiheit, Recht und Toleranz sind Geschwister*, die sich gegenseitig bedingen und begrenzen. Nach Kriegsende rechtfertigte der Hausmeister sein Handeln damit, dass es nun einmal verboten war, Flugblätter an Universitäten zu ver-

teilen und er nur seine Pflicht erfüllt habe. Hier zeigt sich die Grenze des Rechts. Dort, wo das Recht dem Unrecht dient, dort, wo Recht zum Rechtspositivismus versteinert, dort kehrt sich dieses familiäre Verhältnis ins Gegenteil. Auch die uferlose Toleranz, gerade gegenüber der Intoleranz, kann freiheitsfeindlich und repressiv wirken. Dies schmälert aber nicht die Werte von Recht und Toleranz, sondern stellt nur ihre gelegentliche Ohnmacht fest und ist Auftrag zugleich, die Funktionsfähigkeit von Freiheit, Recht und Toleranz wiederherzustellen. Doch Freiheit lässt sich nicht auf eine so funktionale Betrachtung herunterbrechen. Freiheit ist auch immer verbunden mit Emotionen. *Wir sind zu Ihnen gekommen, um Ihnen mitzuteilen, dass heute Ihre Ausreise ...* Ich hatte das Glück, in einem wiedervereinigten Deutschland aufzuwachsen,

Fortsetzung auf Seite 6

Fortsetzung von Seite 5

aber auch wenn man selbst nicht dabei war, auch wenn man nicht in dieser Zeit gelebt hat, wird mir immer warm ums Herz, wenn Genscher durch das Jubeln unterbrochen wird. *Freiheit ist auch immer die Geschichte der Hoffnung.* Gerade in dunklen Zeiten ist es oft der Drang nach Freiheit, der noch ein letztes Fünkchen Hoffnung versprüht und so ein Licht in die Finsternis bringt. Der Drang nach Freiheit ist es, der auch in schwärzester Nacht wie ein Leuchtturm strahlt und Orientierung gibt. Diese durch den Freiheitsdrang gestiftete Hoffnung kommt in dem letzten Brief von Bonhoeffer an seine Verlobte in seiner Reinform zum Ausdruck, als er im Angesicht des sicheren Todes die Zeile *Von guten Mächten wunderbar geborgen, erwarten wir getrost, was kommen mag* verfasste. Der Kampf für die Freiheit im immer wieder aufbrechenden Freiheitsdrang der Menschen war auch immer mit der Übernahme von Risiken verbunden. Menschen, die für die Freiheit bereit waren alles zu

opfern. Mit der Befreiung von Unfreiheit ist das Anliegen der Freiheit aber nicht erschöpfend behandelt. Auch oder gerade in einer freien Gesellschaft geht der Kampf der Freiheit unermüdlich weiter. Die so mühsam errungene Freiheit ist ein zartes Pflänzchen, welches – auch wenn es nach außen den Anschein einer stabilen alten Eiche macht – immer aufs Neue verteidigt werden muss, damit die Freiheit nicht eingeht. Ein besonderes Risiko verbirgt sich daher in der vermeintlichen Selbstverständlichkeit der Freiheit. *Freiheit ist nie selbstverständlich.* Der Versuch der Profanierung der Freiheit ist schon der Beginn der Aushöhlung des intrinsischen Werts. Auch wenn der Gebrauch der Freiheit gewöhnlich scheinen mag, so ist er es nie. Aus dieser Außergewöhnlichkeit folgt auch die Schwierigkeit, eine positive Umschreibung von absoluter Freiheit in einer Gemeinschaft zu formulieren, da Freiheit etwas höchstpersönliches und für jeden etwas ganz anderes ist. Es ist leichter zu be-

schreiben, wo in einer Gesellschaft Unfreiheiten bestehen. Doch wie will man etwas verteidigen, was man nicht positiv fassen kann? Woher weiß man, ob das eigene Handeln der Freiheit dient oder nur zu anderen Unfreiheiten führt? Die Antwort für mich ist, dass man sich nie sicher sein kann. Im Zweifel für die Freiheit hat damit noch eine zweite Dimension: *Freiheit ist auch immer die Geschichte des Zweifelns.*

Die Vernunft der Menschen ist begrenzt und daher ist auch niemand im Besitz letzter Wahrheit, sondern allenfalls auf der Suche danach. Zur Freiheit gehört damit auch, ständig zu zweifeln und sich selbst zu hinterfragen. Auch wenn der Anspruch sein soll und ist, die beste Lösung für eine Gesellschaft zu finden, wird man diesem hehren Ziel nie gerecht werden können, sondern befindet sich nur auf der ewigen Annäherung. Denn mit dem Verständnis von Freiheit ist es unvereinbar, dass es gesellschaftliche Endzustände gibt.

Auf diesem Weg der Annäherung stellt sich aber nicht die Frage, ob der Weg zur größeren Freiheit angegangen werden soll, sondern nur wie. Es stellt sich nicht die Frage, ob es sich lohnt, für die Freiheit zu streiten, denn es lohnt sich immer. Es stellt sich nicht die Frage, ob die Geschichte der Freiheit schon zu Ende erzählt ist, denn immer, wenn jemand der Meinung ist, den letzten Satz geschrieben zu haben, öffnet sich ein neues Tintenfass und schreibt die unendliche Geschichte der Freiheit fort.

.....
Carl Cevin-Key Coste
- Bucerius Law School -

Wehret den Anfängen

Die Meinungsfreiheit in Deutschland ist gefährdet. Dies zeigt nicht zuletzt der Fall Lucke an der Uni Hamburg. Ausschluss und Blockade sind jedoch falsche, selbst faschistische Methoden. Stattdessen brauchen wir wieder mehr Diskurs, einen Wettbewerb der Ideen und die Offenheit, den anderen mit seiner eigenen Meinung zu respektieren.

Ein Mannschaftswagen nach dem anderen biegt um die Ecke und bleibt stehen. Auf meinem Weg zur Vorlesung am Mittwochmorgen wundere ich mich zunächst über die zahlreichen Polizeifahrzeuge, die vor der Hochschule haltmachen. Ist irgendetwas passiert? Nein, vielleicht wird es in Zukunft sogar mittwochs zur Normalität. Denn gegenüber meiner Hochschule hält nun Bernd Lucke seine Vorlesung. Er ist Professor für Makroökonomie an der Universität Hamburg, Gründer der AfD und für manche wohl der personifizierte Inbegriff des Faschismus – daher lakonisch auch von einigen „Nazischwein“ genannt. Die Hamburger Wissenschaftsbehörde hat die Polizeipräsenz angeordnet, da die ersten beiden Vorlesungen so massiv gestört und blockiert wurden, dass diese entweder gar nicht stattfinden konnten oder frühzeitig abgebrochen werden mussten. Dabei wurden Parolen wie „Nazischweine raus aus der Uni“ und „Kein Recht auf Nazi-Propaganda“ skandiert. Lucke wurde zugerufen: „Wir geben Ihnen die Möglichkeit, den Saal friedlich zu verlassen.“ Gezeigt wurden dabei auch Flaggen der sogenannten „Antifaschistischen Aktion“ von schwarz gekleideten jungen Menschen. Dementsprechend könnte nun der Eindruck entstehen, es handele sich um zivilen Ungehorsam, ja um legitimen Widerstand aufrechter Demokraten gegen einen Nazi-Professor. Geredet würde schließlich genug, nun müsse gehandelt werden.

Die grüne Wissenschaftssenatorin und der Präsident der Uni Hamburg erklärten in einer Stellungnahme die Notwendigkeit „diskursive[r] Auseinandersetzungen [...] insbe-

sondere vor dem Hintergrund der deutschen Geschichte“, jedoch unabhängig von der grundgesetzlich garantierten Freiheit von Wissenschaft und Lehre. In Deutschland sollte man aber nichts unabhängig von Grundrechten betrachten. Sie sind das unabdingbare rechtliche Fundament der Freiheit jedes Einzelnen in jeder Situation. Beide scheinen damit vielmehr latent mit der Blockade zu sympathisieren. Genau genommen stellt dies den Gipfel von Zynismus und Absurdität dar. Denn wo genau bei den Störaktionen gegen Lucke die „diskursive Auseinandersetzung“ geführt wurde (auf dem Niveau einer Exzellenzuniversität), bleibt das Geheimnis der Senatorin und des Uni-Präsidenten.

Die Gegner von Lucke argumentieren, dass der „Protest“ notwendig und gerechtfertigt sei. Denn dieser richte sich laut AstA gegen jemanden, der eine Partei geschaffen habe, die heute für einen Großteil der gesellschaftlichen Verwerfungen in unserem Land verantwortlich sei. Jedem steht es zu, diese legitime Meinung zu äußern und auch dafür zu demonstrieren. Dies wird durch unsere Verfassung gewährleistet. Die Freiheit endet jedoch dort, wo die Freiheit eines anderen wesentlich beeinträchtigt wird. Gewiss hat Lucke Fehler im Umgang mit seiner ehemaligen Partei und dort auftretenden radikalen Tendenzen gemacht und einige Formulierungen schlecht gewählt. Doch ist dies im Nachhinein und von außen betrachtet immer leicht gesagt. Er hat die Partei primär als Protest gegen die Euro-Politik der Bundesregierung gegründet, ist 2015 ausgetreten und hat sich seitdem mehrfach von der AfD distanziert und diese sogar als „unwählbar“ bezeichnet.

Irren ist menschlich, doch scheint dies nicht für Lucke zu gelten. Das moralische Urteil der Antifaschisten ist gefällt: Die Fehler von Lucke sind irreversibel und unverzeihlich und dafür muss er nun büßen. Sofern man die Vorwürfe überhaupt als solche bezeichnen kann, würde nach dieser Logik vermutlich auch der Chemiker Otto Hahn für die Atombombe und die Opfer von Hiroshima verantwortlich gemacht werden, weil er als Pionier der Kernspaltung gilt.

Das bedrohliche Klima an Universitäten und in der Gesellschaft

Man könnte die Causa Lucke als Einzelfall abtun. Doch wird dies der Realität nicht gerecht. Auch Professoren-Kollegen von Lucke sind Opfer von vergleichbaren Angriffen. So der Politikwissenschaftler Werner Patzelt, der im Januar 2017 bei einem Vortrag in Mainz von Störern beleidigt und ausgebuht wurde. Das Büro des Politikwissenschaftlers Herfried Münkler aus Berlin, früher selbst Juso-Mitglied, wurde 2017 besetzt und beschmiert. Der Vorwurf: Sexismus und Imperialismus. Im April dieses Jahres wurde die Leiterin des „Frankfurter Forschungszentrums Globaler Islam“ Susanne Schröter anonym bedroht, weil sie es gewagt hatte, eine Konferenz zum Kopftuch zu organisieren. Und Christian Lindner darf an der Uni Hamburg nicht sprechen. Sahra Wagenknecht und Kevin Kühnert hingegen schon, was offiziell mit Raumvergaberegeln und einem „wissenschaftlichen Vortrag“ begründet wurde. Diese konkreten Begebenheiten, aber auch die Alltagserfahrungen vieler Studenten zeigen: An den Universitäten herrscht ein

zunehmend repressives Klima, indem durch einzelne Lobbygruppen bestimmt wird, was gesagt werden darf und was geächtet wird. Wobei diese zumeist – diplomatisch formuliert – eher weiter links der Mitte stehen. Paradoxerweise lässt dies jene autoritären oder gar totalitären Methoden erkennen, welche die selbsternannten „Antifaschisten“ doch aufs Schärfste bekämpfen wollen. Denn wer sich selbst im Besitz der absoluten Wahrheit wähnt, Andersdenkende moralisch diskreditiert und versucht, sie durch physische Überlegenheit einzuschüchtern, handelt vielmehr faschistisch als demokratisch. Auch der junge Jürgen Habermas prägte in den 60er-Jahren – trotz späterer Distanzierung – den Begriff „linker Faschismus“ in Bezug auf radikale Studentenproteste, die sich nun ähnlich ereignen. Hier muss gelten: „Wehret den Anfängen!“ Doch auch außerhalb der Universitäten wird das Klima rauer. Jüngst wurde eine Lesung von Thomas De Maiziére in Göttingen von linken Aktivisten blockiert. Im November 2018 wurde durch Morddrohungen von Rechtsextremen eine Kinoaufführung in Bad Schwartau verhindert. In den sozialen Medien stehen Beleidigungen und Drohungen ohnehin auf der Tagesordnung. Respekt, Vernunft oder Freiheit scheinen in der öffentlichen Debatte leider immer weniger eine Rolle zu spielen. Gerade die Freiheit von Lehre und Forschung, sowie die eng damit verknüpfte Meinungsfreiheit sind in Deutschland gefährdet. Zwar sind die Grundrechte originär als Abwehrrechte gegenüber dem Staat konzipiert. Doch gibt es einerseits auch im Recht die mittelbare Drittwirkung zwischen Privatrechtssubjekten. Und andererseits bestimmt sich Meinungsfreiheit

nicht lediglich über die juristische, sondern wesentlich auch über die tatsächliche gesellschaftliche Lage. Hauptsache ist heutzutage, man fühlt sich subjektiv moralisch im Recht. Dies bestätigt auch die Demoskopie. Laut der neuesten Shell-Studie stimmen zunächst 68 % der befragten Jugendlichen der Aussage zu „In Deutschland darf man nichts Schlechtes über Ausländer sagen, ohne gleich als Rassist beschimpft zu werden.“ Die Autoren der Studie schlussfolgern daraus: „Das Argumentationsmuster deckt ein offenbar weit verbreitetes Gefühl ab, dass es Dinge gibt, die man nicht ansprechen darf, ohne dafür nach subjektiver Wahrnehmung moralisch sanktioniert zu werden.“ Dies stellt ein gewaltiges Problem dar. Auch in einer Umfrage des Allensbach Instituts aus Mai dieses Jahres geben knapp zwei Drittel der Befragten an, „sehr aufpassen“ zu müssen, zu welchen Themen sie sich äußern. Die offenen oder latenten Tabus in Bezug auf heikle Gebiete wie Zuwanderung, Gender oder Islam lähmen den gesellschaftlichen Diskurs. Die sogenannten „Grenzen des Sagbaren“ sollten jedoch allein durch das Recht und nicht durch einzelne Gruppen, pure physische Überlegenheit oder Drohungen bestimmt werden.

Grundsätzliche Dimensionen und gegenwärtiger Zustand der Freiheit

„Der Mensch ist zur Freiheit verurteilt“, konstatierte einst der französische Philosoph Jean-Paul Sartre. Und in der Tat: Ob wir wollen oder nicht, sind wir von Natur aus grundsätzlich frei. Diese Freiheit könnte man auch als Abwesenheit von willkürlichem Zwang bezeichnen, durch den Staat oder durch Mitmenschen. Zwar kann uns die Freiheit des Denkens nicht gänzlich genommen werden, von keiner Diktatur der Welt. Doch bestimmt sich praktische, gelebte Freiheit gleichzeitig wesentlich über die gegenwärtigen gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse. In dieser Hinsicht erleben wir in Deutschland eine Verrohung, die von vielen Seiten ausgeht. Zugespitzt: Es wird nicht mehr diskutiert, sondern diffamiert und blockiert. Wer anders denkt, wird nicht argumentativ konfrontiert, sondern exkludiert. Die Rechten fordern „Ausländer raus“, die Linken „Nazischweine raus aus der Uni“. Hauptsache „raus“. Andersdenkende sollen ebenso „raus“. Raus aus der eigenen Wohlfühl-Meinungsblase, wo alle so denken, wie man selbst und man sich stets mit der eigenen Meinung und Wahrheit bestätigt sieht. Widerspruch wird nicht geduldet, sondern erbarmungslos niedergeschrien. Ob bei PEGIDA-Demos oder an der Uni von linken Studenten.

Laut dem Philosophen Karl Popper besteht das Eingeständnis zur Geschichte der Freiheit darin, „dass wir es sind, die für sie Verantwortung tragen.“ Dachte man in der Aufklärung im 18. Jahrhundert oftmals, der Mensch sei durch die Erkenntnis von Vernunft und Freiheit so erleuchtet, dass jegliche Barbarei keinen Platz mehr in der Welt haben könne, so wurde man spätestens nach den Katastrophen des 20. Jahrhunderts ernüchtert, ja schockiert. Deshalb stehen insbesondere wir als Deutsche in der Pflicht, vor „dem Hintergrund der deutschen Geschichte“, wie es die grüne Senatorin so schön formulierte, heute mehr denn je für Freiheit in unserer Gesellschaft einzustehen. Die Meinungsfreiheit zählt zu den wesentlichen Ausdrücken der Freiheit. Für unser Land ist sie elementar: „Für eine freiheitlich-demokratische Staatsordnung [...] schlechthin konstituierend, denn [sie] ermöglicht erst die ständige geisti-



ge Auseinandersetzung, den Kampf der Meinungen, der ihr Lebenselement ist“ – formuliert das Bundesverfassungsgericht. Wo ist diese Vitalität des Meinungsaustausches, die Lust an der argumentativen Auseinandersetzung geblieben? Die Zivilgesellschaft muss sich einem „Kampf der Meinungen“ entgegenstellen, der von Extremisten repressiv im Sinne eines Rechts des physisch Stärkeren verstanden wird. Wir dürfen nicht zulassen, dass unsere Errungenschaften an Universitäten, in der Politik und in der Gesellschaft insgesamt durch wenige radikale Gruppen unterminiert werden. Insbesondere die Hochschulen müssen ein Ort sein, in dem wir als Studenten den akademischen und gesamtgesellschaftlichen Diskurs leben. Dazu gehört, Andersdenkende zu respektieren und sie mithilfe von Argumenten zu überzeugen, nicht durch primitives Geschrei. Das Recht auf freie Meinungsäußerung, Lehre und Forschung auch derjenigen muss verteidigt werden, deren Meinung man selbst vielleicht gar nicht teilt. Dafür braucht es mehr Zivilcourage – und ja, das kostet auch Überwindung. Ganz nach der Façon: „Ich teile Ihre Meinung nicht, aber ich würde mein Leben dafür einsetzen, dass Sie sie äußern dürfen.“

Appell für eine Belebung des Diskurses

Vor etwas mehr als 75 Jahren gab es in München eine Gruppe von jungen Studenten, die – aus christlicher Motivation – durch Flugblätter unter anderem für diese Anliegen eintraten. Sie stellten sich friedlich gegen den Nationalsozialismus, kämpften für die Freiheit und wurden schließlich dafür hingerichtet. Es war die „Weiße Rose“. Wer heute inflationär Begriffe wie „Faschismus“ oder „Nazi“

gebraucht, sollte vielleicht zumindest eine Minute darüber nachdenken, was diese überhaupt bedeuten. Diese Begriffe für zahlreiche Menschen zu verwenden, die – wie Lucke – bei vernünftiger und objektiver Betrachtung nichts mit einer solchen Ideologie gemein haben, zeigt eine unfassbare Geschichtsvergessenheit. Es relativiert die himmelschreienden Verbrechen der Nationalsozialisten in inakzeptabler Weise. Manche „Antifaschisten“ mögen sich sogar in der Nachfolge solcher Widerstandsbewegungen sehen, wenn sie schließlich Menschen als „Nazischwein“ und ähnlichem beschimpfen. Welch anmaßender und absurder Vergleich! Braucht es heutzutage im Gegensatz zu damals schon überhaupt keinen (Todes)mut, da man ohnehin im linken Mainstream an den Universitäten mitschwimmt.

Anstatt solch unpassender Vergleiche, gefühlter moralischer Überlegenheit und quasi allgegenwärtiger Hybris, braucht es in Deutschland wieder einen Wettbewerb der Ideen, nicht der Ideologien! Ungeschriebene Tabus, die von vielen wahrgenommen und auch nicht selten praktisch sanktioniert werden, sollten durch das Postulat der „Problematisierbarkeit aller Themen und Meinungen“ (Habermas) als eine Regel des rationalen Diskurses ersetzt werden. Am Anfang dieses Diskurses kann eine wohl begründete Meinung stehen, die jedoch offen ist für neue Argumente, sich auch mal anzweifeln und womöglich sogar durch bessere Argumente überzeugen lässt. Niemand sollte durch irgendeine selbsternannte Autorität, oftmals – nicht ganz zu Unrecht – „Tugendwächter“ genannt, von diesem Diskurs ausgeschlossen werden, wie es leider allzu oft von politischen

Rändern – links wie rechts – geschieht. Allein Gerichte dürfen darüber entscheiden, was von der Meinungsfreiheit umfasst ist und was nicht. Auch die politische Korrektheit darf nicht bestimmen, wie die Menschen zu reden haben, ob sie Gendersternchen verwenden und alle Minderheiten ausreichend erwähnen oder nicht. Dies obliegt allein der stilistischen und inhaltlichen Gestaltungsfreiheit des Einzelnen. Vielmehr sollten Anstand, Respekt und eine ausgewogene verstandene Toleranz unseren Diskurs prägen. Diese Toleranz sollte die Meinung von anderen ganz nach der Wortherkunft auch mal als „Last“ ansehen, aber dennoch annehmen und stattdessen gegenüber den wirklich intoleranten Extremisten intolerant sein. Der Gesprächspartner muss als „Du“, als konkretes Individuum mit unantastbarer Würde und vitaler Freiheit begriffen werden. Denn: „Der Mensch wird am Du zum Ich“, wie der jüdische Philosoph Martin Buber es formulierte. Wir brauchen wieder mehr von dieser Neugier, dieser Offenheit dem anderen gegenüber. Dem anderen zuhören, mit ihm reden und auch einen Dissens ertragen. Wir als Bürger dieses Landes sind es, die Verantwortung für die Meinungsfreiheit in unserem Land tragen und die Debattenkultur wieder zum Positiven verändern können. Nur so wehren wir den Anfängen und die Polizei-Mannschaftswagen mittwochs bei Herrn Lucke werden nicht zur Normalität.

.....
Pascal Landahl
- Bucerius Law School -

„Freiheit leben wir im Übermaß!“

Rita Süßmuth im Interview über Freiheit und Verantwortung



Frau Prof. Rita Süßmuth studierte Romanistik und Geschichte in Münster, Tübingen und Paris sowie Erziehungswissenschaft, Soziologie und Psychologie als Postgraduierte. Als Professorin unterrichtete sie unter anderem an der Pädagogischen Hochschule Ruhr. Unter Helmut Kohl wurde sie Bundesministerin für Jugend, Familie und Gesundheit. Von 1987 bis 2002 saß sie im Deutschen Bundestags, und war 10 Jahre lang dessen Präsidentin. Auch nach Ende ihrer aktiven politischen Karriere bleibt Frau Süßmuth vielseitig engagiert, insbesondere in den Bereichen Migration und Bildung.

Liebe Frau Süßmuth, brauchen wir Vorbilder?

Ja, wir brauchen sie, nicht als Idole, sondern als Beispiele, als Orientierung und Leitfiguren. Es geht um die Patterns, die Muster. Im Englischen würde man sagen „yes, we need patterns“, was nicht heißt, dass man genau werden will wie eine bestimmte Person. Es bedeutet vielmehr, dass es in meinem Umfeld Personen gibt, die einen anstiften, etwas so zu tun wie er oder sie.

Für mich persönlich war es ein wichtiger Vorbild-Moment, als Angela Merkel Bundeskanzlerin wurde. Es hat mir, als Mädchen, das damals noch zur Schule ging, geholfen zu sehen, dass so ein Weg für eine Frau möglich ist.

Ja natürlich, sie war ja damals die erste weibliche Bundeskanzlerin und damit eigentlich sehr spät dran. Immerhin haben wir auch das passive Wahlrecht für Frauen bereits 1918 erhalten – auch wenn die Nationalsozialisten es später wieder weitestgehend abschafften.

Frauen wurde zu oft direkt und indirekt die Botschaft vermittelt: „Haltet euch aus der Politik heraus, ihr könnt es nicht!“ Inzwischen haben Frauen längst bewiesen, auch dank Angela Merkel und anderer weiblicher Führungspersonlichkeiten, „wir können es auch“, und zwar nicht weniger gut als Männer. Männer und Frauen haben teils andere, aber gleichwertige Potenziale. Das spezifische Potential der Bundeskanzlerin

ist es, nicht nur sehr sachlich und fachlich an Probleme heranzugehen, sondern Entscheidungen zu treffen, die fraktionsübergreifend akzeptiert werden.

Das heißt, Ihrer Ansicht nach brauchen wir Vorbilder. Wir sollten diesen aber nicht in allem nacheifern?

Wir brauchen die gelebten Beispiele. Ein Vorbild haben heißt nicht, sich vollkommen mit diesem zu identifizieren. Im Bereich der Politik war zum Beispiel Heiner Geißler ein Vorbild für mich. Das heißt nicht, dass ich politisch immer mit ihm übereinstimmte – wir konnten uns auch kritisieren und streiten. Aber das ändert nichts daran, dass sein Drang, die Welt verändern zu wollen, mich ungeheuer inspiriert hat.

Heute noch ist mein erster Satz, wenn ich mit Frauen aus aller Welt zusammenkomme, „wir sind nicht ohnmächtig!“ Es ist wichtig, dass sich der Mensch seiner Handlungsmöglichkeiten bewusst wird. Natürlich muss er auch seine Grenzen kennen, gleichzeitig kann jede Grenze auch als Herausforderung verstanden werden: Neue Antworten und Möglichkeiten, neue Paradigmen zu entwickeln und umzusetzen.

Zum Beispiel bei der aktuellen Diskussion um ein Paritätsgesetz: Die einen sagen von Anfang an, „das kommt nie“, die anderen sagen „wart's doch mal ab!“. Immerhin gibt es ein solches Gesetz ja schon in einigen Bundesländern oder sie sind auf

dem Weg (Brandenburg, Thüringen, Sachsen-Anhalt). Also, warum denn nicht auch auf Bundesebene? Geschlechterparität zu fordern ist für mich kein Verfassungsbruch. Ich sehe es, angesichts von Artikel 3 Absatz 2 Grundgesetz, vielmehr als Verfassungsbruch an, dass wir alte, überholte Praktiken so lange hingenommen haben; dass Beteiligungen im Bund oder Landtagen und Kommunen zu 80, 90% von Männern und nur zu 20 oder 10% von Frauen besetzt sind. Gegenwärtig fallen wir in unseren Anteilen zurück hinter die nach 1987 erreichten Anteile von 70% Männern und 30% Frauen im Bundestag.

Sie sind also eine starke Vertreterin der Geschlechterparität. Welche Rolle hat für die Entwicklung Ihrer persönlichen Positionen die Frauenbewegung gespielt?

Was Frauenfragen angeht, orientiere ich mich aktuell besonders stark an der ersten großen Frauenbewegung der Weimarer Zeit. Mit den damaligen begrenzten Mitteln der Aufklärung und der Werbung haben diese Frauen Massen in Bewegung gesetzt. Dabei wurde die Bewegung zum Teil von Frauen angeführt, die trotz einer nur vierjährigen Grundschulbildung einen enormen Bildungshunger hatten und die kleinen Reclam-Heftchen ihrer Väter aufgesogen haben. Damals waren, im Gegensatz zu der 68er-Bewegung, Frauen aller sozialen Schichten dabei. Das war ein demokratischer Durchbruch – das Recht

zu wählen und gewählt zu werden, Frauen und Männer gleichberechtigt. Davon können wir heute noch lernen: die frühen Frauenrechtlerinnen konnten wirklich debattieren, Argumente formulieren usw. Heute wissen wir, dass solche Ergebnisse keiner allein erreichen kann, wir müssen gemeinsam aktiv werden. Deshalb ist für mich die erste Frage stets nicht, „was unterscheidet uns?“, sondern „was verbindet uns?“ Frauen und Männer sind Menschen mit Möglichkeiten und Grenzen, unterschiedlich und verbunden.

Würden Sie sich denn selbst heute als Feministin bezeichnen?

Ja. Die Orientierung an der ersten Frauenbewegung ist bei mir aber erst durch die Erfahrung und Auseinandersetzung mit der zweiten und radikaleren Emanzipationsbewegung gekommen. Heute ist das Wissen um diese Frauenbewegung ein Schatz, aus dem ich Motivation schöpfe: Ich kann mir selbst und anderen Frauen sagen, wir haben uns, auch in den Jahren des eher schrittweisen Fortschritts, ein riesiges Potential erarbeitet.

Trotzdem hat es bis 1976 gedauert, bis der Ehemann nicht mehr über zentrale Fragen des Lebens – Studium, Berufswahl, Berufsausübung – seiner Ehefrau verfügen durfte. Leider ja. Rückblickend verlief die Umsetzung von der einseitigen Abhängigkeit zur Eigenständigkeit problematisch lange.

Heute hingegen ist mein größtes Anliegen, wie wir die Beteiligung von Frauen wieder verstärken können, denn 1918 wählten 90 Prozent der Frauen und fast 9 Prozent erreichten den Reichstag.

Sie waren ja lange Zeit im Bundestag aktiv. Aktuell haben wir den männlichsten Bundestag seit den 1990ern. Was ist schiefgegangen? Und wie kann man erreichen, dass Frauen aktiv die Gesetze um- und mitgestalten?

Die Gestaltung der Wirklichkeit hat immer rechtliche Voraussetzungen. Heute ist für mich die Kernfrage: Was brauchen wir angesichts der derzeitigen Weltlage? Und denjenigen, die mit Blick auf Deutschland meinen, dass es hier nichts mehr zu tun gebe, weil wir Frauen hier doch schon alles erreicht hätten, würde ich entgegenhalten: Welchen Einfluss nehmen wir auf die praktische Gestaltung der Politik? Laut UNO mussten schon 1975 mindestens 25% Frauen in den Parlamenten sein, damit sie etwas bewegen können. Es reicht also zum Beispiel nicht, dass nur eine Frau in einem spezifischen Bundestagsausschuss sitzt. Ohne Allianzen mit fortschrittlich denkenden Männern kann sie da gar nichts erreichen. Unser Ziel heißt 50:50, für die Zukunft also 50% Frauen und Männer in politischen Ämtern, auch auf lokaler, kommunaler Ebene – wir brauchen auch weibliche Bürgermeisterinnen – gerade liegt die Zahl bei etwa 10–15%.

Was würden Sie denn jungen Frauen heute raten?

Ganz grundsätzlich ist es mir wichtig zu betonen, „Seid vorsichtig mit dem Satz, das kann ich nicht“. Formuliert ihn doch so: „Ich werde erfahren, wie ich mich entwickle und was ich hinzulerne und meine Fähigkeiten beständig weiter ausbauen und verbessern.“ Es ist ein Fehlglaube zu meinen, dass man von Anfang an wisse, wer der oder die Richtige für eine Aufgabe sei. Menschen sind immer Menschen in der Entwicklung und das ein Leben lang. Die Lernfähigkeit, das ist heute erwiesen, bleibt uns bis ins hohe Alter erhalten. Als ich zum Beispiel die Möglichkeit hatte, in die Politik zu gehen, habe ich mir ein paar Wochen Zeit genommen und mich erst einmal gefragt „Kann ich das überhaupt?“ – eine Frage, die sich Frauen übrigens tendenziell sehr viel häufiger stellen als Männer. Und dann kommt oft der nächste Gedanke: „Das kann die Person X viel besser als ich.“ Hier ist es für die persönliche Entwicklung wichtig weiterzudenken: „Was kann ich bereits? Was kann ich bei dieser neuen Aufgabe lernen und wer hilft mir dabei?“ Zudem ist immer wieder bewusst zu machen, was wir bereits erreicht haben, damit sich jede ihres eigenen Wertes, ihres Potentials positiv vergegenwärtigt. Wenn ich weiß, was ich bereits geleistet habe, motiviert mich das im Hinblick auf das, was ich noch erreichen kann; selbst, wenn ich mir das bisher gar nicht vorstellen konnte. Ich hätte zum Beispiel auch nie gedacht, dass ich so lange in der Politik tätig sein würde.

Heißt das für die jungen Frauen heute, Sie sollen sich engagieren und für politische Ämter aufstellen lassen? Haben das nicht auch schon frühere Generationen versucht und trotzdem „den großen Wurf“ noch nicht erreicht?

Wenn wir schon so viel Potential haben,

wirft es uns erheblich zurück, wenn wir uns mehrere Male für Ämter haben aufstellen lassen, und immer wieder die Erfahrung gemacht haben, auf den letzten Plätzen zu landen und nicht wirklich eine Chance zu bekommen. Aber da brauchen wir Allianzen und Netzwerke. In jüngsten Initiativen wirken Migrantinnen und einheimische Bürgerinnen immer häufiger zusammen, um die Situation vor Ort, auf lokaler Ebene menschlich und menschenwürdig zu gestalten. Diese Initiativen sind sehr erfolgreich. Das heißt, eine Demokratie braucht starke Individuen, wir müssen aber auch immer fragen: „Was können wir miteinander, jeder für den anderen und für sich selbst leisten?“

Ist es ausnahmslos richtig zu sagen, wir wirken im kleinen Kreis und in Kommunen? So wichtig diese Schritte sind, sind sie ausreichend? Sollten wir nicht nach „Höherem“ streben, also nach Sitzen in den Aufsichtsräten, Bundestagsmandaten, Ministerposten usw.?

Sie haben ja vorhin schon vom „großen Wurf“ gesprochen. Der gelingt einfacher, wenn ich vor Augen führen kann, was wir und ich schon alles erreicht haben. Ich schaffe den großen Wurf nicht, wenn er nicht umgesetzt wird. Wir hätten z.B. den Flüchtlingsstrom ohne die unterstützenden Bürger und Bürgerinnen vor Ort niemals geschafft. Der Punkt ist, dass wir Menschen selbst auch gemerkt haben, dass wir etwas geschafft haben. Ein Problem ist, wenn diese Aktivisten und Aktivistinnen jetzt zur Ausländerbehörde gehen und ihre Hilfe anbieten, ihnen dort gesagt wird: „Wir brauchen Sie zur Zeit nicht mehr, Sie können wieder Ihren Hobbies nachgehen.“ Das ist natürlich enttäuschend für diejenigen, die weiter mitmachen möchten und könnten. In diesem Zusammenhang ist es wichtig zu dokumentieren, was wir seit 1949 sowohl regulatorisch als auch durch zivilisatorische Leistungen erreicht haben. Aber daraus muss man eben auch die richtigen Folgerungen ziehen. „Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer“: will ich diesen Satz umsetzen, muss ich mich von der Ortsebene und bis zur internationalen Ebene fragen, was wir verändern können. Dabei fange ich immer an mit der Frage: „Was kann ich bei uns, konkret hier vor Ort tun?“, und schöpfe dabei auch aus den Erfahrungen anderer, auch den Errungenschaften der Frauen in anderen Ländern, neues Wissen und neue Energien. Man muss sich also anschauen, wie viele Frauen habe ich denn schon auf der lokalen Ebene, in den Ausschüssen, und zwar nicht nur in den traditionellen „Frauen“-Bereichen, wie Soziales, Bildung oder Familie, sondern auch bei den Fragen Nachhaltigkeit, Technik, Demographie. Gleichzeitig müssen wir nach Wegen suchen, wie alle unterschiedlichen Gruppierungen gleich stark repräsentiert werden – das heißt nicht nur diejenigen mit einer „guten“ Bildung, sondern auch z.B. diejenigen, die bisher sekundäre Analphabeten geblieben sind. Wie finden wir also Repräsentanten, die in ihrem Programm als Mandatsträger, also Mitmachende in ihren lokalen Kommunen, bessere Veränderungen einführen?

Was sind solche „besseren Veränderungen“? Mir ist es wichtig, dass wir keine Kultur der Polarisierung und der Konflikte, der Gegensätze verstärkt betreiben. Kinder sollten

lernen, dass sie das Recht haben zu spielen, aber nicht, die Sandgrube leer zu machen und nicht wieder aufzufüllen. Wir müssen den Sand wieder einfüllen, den wir benutzt haben, die Spielgeräte wieder so hinlegen, dass andere nach uns weiterspielen können. Das heißt, wir müssen den erhaltenden Gebrauch dessen, was wir vorfinden, lernen.

Was meinen Sie damit genau?

Damit meine ich, dass wir die Regeln des Zusammenlebens im Umgang mit den Gütern, die wir vorfinden, so einüben müssen, dass sie uns allen nutzen und erhalten bleiben. Das kann man auf das Verhalten im öffentlichen Nahverkehr genauso wie auf die Nutzung und Pflege eines gemeinschaftlichen Treppenhauses beziehen. Hier einen guten gemeinsamen Umgang zu finden ist es, was Kultur und das Wohlfühlen von Menschen ausmacht.

Könnte man das, was Sie beschreiben mit dem Wort „Achtsamkeit“ zusammenfassen?

Wieso nicht? Achtsamkeit ist eben auch mehr als Aufmerksamkeit. Es ist ein vielseitiger Begriff, der natürlich auch von der jungen Generation gelebt wird, wie mir meine Arbeit an der Universität immer wieder gezeigt hat. Achtsamkeit kann zum Beispiel bedeuten, sich als Studierende Gedanken zu machen, was für moderne Lösungen man finden kann, im Bereich Verkehr oder Energie. Man denke nur an die oft zu kritisch wahrgenommene Bewegung „Fridays for Future“. Wir sollten doch froh sein, dass in der jungen Generation gerade junge Mädchen aktiv werden und Leadership übernehmen. Eine Demokratie kommt ohne Führen und Geführtwerden nicht aus.

Womit wir wieder bei den Vorbildern wären. Genau. Dafür, also für das Vorgehen, braucht es auch Mut. Das sieht man jetzt auch wieder in Hong Kong. Und dieser Mut muss vorgelebt werden. Nach dem Motto, „wenn du gehst, gehe auch ich mit“ und nicht nach dem Motto: „handle mal, geh du voran“. Und diejenigen, die Greta Thunberg dafür kritisieren, dass sie als gerade mal 16-jährige so gestaltend und mutig vorangeht, sollten sich lieber fragen, wie es sein kann, dass junge Kinder Fragen stellen, die wir längst vergessen haben.

Wir feiern ja in diesem November 30 Jahre Mauerfall. Passend dazu ist das Thema unserer aktuellen Ausgabe „Freiheit“ – Freiheit leben wir im Übermaß!

Ist das denn nicht gut so?

Natürlich, darauf wollte ich auch nicht verzichten. Leider erleben wir aktuell weltweit weniger Ausbau und zu viel Willkür, jeder glaubt, sein Freiheitsverständnis zählt ohne Respekt und Rücksicht vor den anderen. Aber um auf Deutschland zurückzukommen: Wir leben hier sehr frei, aber fraglich ist, ob wir diese Freiheit auch mit ausreichend Verantwortung ausüben. Denn verantwortliche Freiheit bedeutet, ich habe nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten. Es ist also wichtig, dass ich die Funktion bestimmter Sachverhalte zum Ausgangspunkt meines Handelns mache. Wenn ich beispielsweise im Zug ein Fenster zerkratze, dann bedeutet das: Ich konnte noch durch dieses Fenster schauen, aber nach mir ist das nicht mehr möglich. Das ist verlorene Achtsamkeit.

Oder nehmen wir das Beispiel Digitalisierung: Bei all den großartigen Möglichkeiten, die uns die Digitalisierung bringt, haben es unsere Kinder am wenigsten nötig, dass man ihnen noch mehr Tablets schenkt. Viel wichtiger wäre es, dass sie zunächst lernen, wozu dieses Tablet oder Smartphone dient und wozu es mich verpflichtet. Es geht um sinnvollen Umgang, nicht um ein Maximum an Kampf und Vernichtung. In Deutschland beschweren wir uns gerne über alles Mögliche, unordentliche Treppenhäuser, vermüllte Gemeinwege. Die Frage ist aber doch: „Wie verhindern wir es? Wie können wir es in Zukunft besser machen?“ Wir müssen uns immer bewusst machen, dass wir Dinge verändern können und auch die Verantwortung haben, selbst tätig zu werden. Das müssen wir wieder lernen. Wir haben heute einen Freiheitsdrang, der das Verhältnis von Rechten und Pflichten aus der Balance gebracht hat.

Und wie kann man diese „richtige Balance“ wiederherstellen?

Wir müssen uns doch fragen: Was brauchen Menschen? Zum einen das Eingebundensein in Zusammengehörigkeit. Zum anderen Autonomie. Diese beiden Pole sind bei uns aber nicht mehr im Gleichgewicht: Das „Selbst“, die Freiheit, ist sehr stark ausgeprägt, während die Einbindung in die Gemeinschaft, das heißt, die Beschäftigung nicht nur damit, was ich brauche, sondern auch, was mein Nachbar, meine Kollegin braucht, eine zu geringe Rolle spielt.

Was wäre Ihre Handlungsmaxime an junge Frauen?

Ich bin kein Fan von zu viel Abstraktion, man sollte grundsätzlich erstmal beim Konkreten bleiben. Aber, wenn Sie mich schon so fragen. Ich würde jungen Frauen sagen: Sie verbringen viel Zeit mit ihrem eigenen Körper: Schönheitspflege, Sport, Diäten. Natürlich ist es wichtig, sich um seinen Körper und sein Erscheinungsbild zu kümmern. Aber fragen Sie sich doch einmal: Ist das alles, womit Sie Ihr Leben zubringen sollen? Sartre hat immer gesagt: Guck nach, was einen einzelnen Menschen wirklich interessiert, wofür er alles einsetzt. Das müssen wir uns fragen: Was ist es, wofür ich eine Menge einsetzen würde? Genau das ist übrigens auch die Aufgabe von Elternschaft: Ihren Kindern zu helfen, den nächsten Schritt zu gehen, die nächste Grenze zu überwinden, zugleich schöpferisch spontan und nachdenklich, stark und auch schwach sein zu dürfen.

Womit wir wieder beim Grenzen verschieben wären ...

Diese Frage, wofür ich alles einsetzen will, kann aber niemals nur ich-bezogen sein. Vielmehr sollte ich mir bewusst werden, dass ich nicht nur für mich allein, sondern auch für andere verantwortlich bin, zum Beispiel für meine Eltern oder für unseren blauen Planeten: Diesen zu erhalten ist nicht allein Aufgabe des Staates, sondern unser aller Verantwortung. So bildet sich eine Verantwortungsethik heraus. Auch als Teil einer Gesellschaft kann es mir nicht nur um mein eigenes Fortkommen gehen, sondern ich sollte mich häufiger fragen: Wie kommen auch andere dahin, wo ich bin?

.....
Das Interview führte **Anna Seifert**
- Bucerius Law School -

GESELLSCHAFT

Fremd im eigenen Land

Das Kopftuch im Wandel der Zeit

Über Fremdheit ist schon viel geschrieben worden. Sie stellt eine der grundlegendsten sozialwissenschaftlichen Untersuchungsgegenstände dar und mündet in Spezialdiskursen um Identität, Heimat, Entfremdung und schlussendlich Überfremdung. In einer globalisierten Welt, in der sowohl Stadt- als auch Landbewohner*innen leben, ist das Fremde immer schon mehr oder weniger präsent gewesen. Dabei hat „Fremdsein“ immer etwas mit räumlichen und soziokulturellen Zugehörigkeiten zu tun. Situationen, Menschen, Orte und Dinge können fremd sein oder befremdlich wirken. Oftmals werden besonders Letztere genutzt, um Fremdheit zu konstruieren und zu instrumentalisieren. Durch die Materialität der Dinge lässt sich das vermeintlich „Kulturfremde“ mit am sichtbarsten und vor allem am unmittelbarsten identifizieren. Insbesondere religiöse Marker, die in politischen Argumentationen für soziale In- und Exklusionen argumentativ herhalten müssen, stellen dabei prominente und wirkungsmächtige Symbole für den Umgang mit gesellschaftlicher Diversität und der Frage dar, wer zu einer Gesellschaft gehört und wer nicht. Sichtbar wird dies beispielsweise durch Kleidung. Das wohl meist thematisierte und mit Abstand am stärksten politisch instrumentalisierte Bekleidungsstück ist dabei das Kopftuch, wie Studien aus allen Bereichen der Geistes- und Sozialwissenschaften seit Dekaden belegen. Dass kopftuchtragende Menschen von reaktionären Politiker*innen und traditionell-konservativen Teilen der europäischen Gesellschaften als unvereinbar mit der deutschen oder europäischen Kultur angesehen werden, sollte politikkundige Personen nicht überraschen, könnte es aber. Das Kopftuch, das medial und in politischen Debatten als Repräsentantin für den mit den sogenannten „europäischen Werten“ unvereinbaren Islam „geframed“ wird, hat als Bekleidungsstück eine beachtliche Biographie hinter sich, die hier kursorisch wiedergegeben werden muss, um zu verstehen, warum „Fremdbilder“ nicht nur zeitgebunden sind, sondern anscheinend auch keinen Raum für Ambivalenzen lassen. Ziel dieses Essays ist es, die propagierte „Fremde“ in Gestalt deutscher beziehungsweise in Deutschland lebender muslimischer Kopftuchträgerinnen zu dekonstruieren und den Diskurswandel vom christlichen, bäuerlichen und deutsch-völkischen Kleidungsstück hin zum Symbol für die „Fremd-im-eigenen-Land-Rhetorik“ nachzuzeichnen. Ein Plädoyer zur Überwindung dieser „Fremdbilder“ soll den Text schließen.

Ein Kleidungsstück macht Karriere

Genealogisch fand sich in Europa lange Zeit „der Schleier für die Frau von Ehre“. Noch davor verhüllten sich die Frauen freier Männer in den Metropolen der Assyrier, wohingegen Landfrauen und Sklavinnen für Verhüllungen, die ihnen nicht zustanden, bestraft wurden. Verheiratete Römerinnen umhüllten sich von Kopf bis Fuß mit einem Man-

teltuch. Ab dem ersten Jahrhundert nach Christus sollten verheiratete Frauen beim Gottesdienst ihr Haupt als Zeichen ihrer Unterordnung dem Mann gegenüber bedecken, da sie als Abbild der büßenden Sünderin Eva angesehen wurden. Das Bild der reinen und asexuellen Mütterlichkeit Marias wurde schlussendlich zum Zeichen der römisch-katholischen Kirche. Der Schleier schien damit den moralischen Unterschied zwischen „ehr-“ und „unehrbar“ beziehungsweise zwischen „Zivilisiertheit“ und „Wildheit“ zu vermitteln. In der Geschichte zeigt sich, dass Kopftücher und Schleier stets als Identifikations- und Distinktionsmarker genutzt wurden und oft Ausdruck von sozialem Status waren (wie Kleidung im Allgemeinen). Eine Konjunktur hatte das Kopftuch beispielsweise zur Zeit des NS-Regimes in Deutschland und Österreich. Bilder der damaligen Zeit (oftmals in Kombination mit dem Dirndl) vermitteln den Eindruck einer „auf Tradition ruhenden, unbefleckten, bodenständigen Alpenidylle“, so Axel Steinmann, der Kurator der bereits im Vorfeld wegen ihres Themas kontrovers diskutierten Kopftuch-Ausstellung im Weltmuseum Wien. Unsachliche Kritik wurde von Ausstellungsgegner*innen ohne den Besuch der selbigen oder nähere Kenntnis des Ausstellungskonzeptes medial artikuliert. Wenn es um Fragen zur Integration von Kultur geht, scheint es in Österreich knapp neun Millionen Integrationsexpert*innen zu geben. Ähnlich viele Meinungen und Ansichten lassen sich zum Kopftuch offline an Stammtischen, im Regional- und Bundesparlament und online in sozialen Medien und Foren finden.

Zurück in die Vergangenheit: Interessant ist, dass dieses vermeintlich „autochthone“ Kleidungsstück, ähnlich wie das Dirndl, ein Fantasieprodukt mit überregionalen Einschlägen ist. Darüber hinaus wurde mit kopftuchtragenden Frauen allerhand beworben, wie ein Plakat zum Arbeitsschutz und zur Unfallverhütung der 1940er Jahre oder Tourismuswerbungen der Nachkriegsdekaden zeigen. Warum auch nicht, denn in den 1950er Jahren gehörte das Kopftuch auch bei den Schweizerinnen und den Österreicherinnen, vor allem in den ländlichen Gebieten, zur Alltagsbekleidung. Allerdings vollzog sich in dieser Zeit auch ein Wandel vom Funktionskleidungsstück zum Lifestyle-Accessoire. So tragen Frauen heute auch abseits der Laufstege und roten Teppiche Kopfbedeckungen in Form von Tüchern und Schleiern – und das jenseits bajuwarischer Landschaftsidyllen auch in norddeutschen Kleinstädten und Dörfern, wie ich aus eigenen Familienverhältnissen berichten kann.

Quo Vadis (fremdes) Kopftuch?

Für das Christentum ist der Schleier zum Sinnbild der Ehrbarkeit, Schamhaftigkeit und Jungfräulichkeit geworden. Das Christentum, wie auch das Judentum (aber erst nach 1945), in dem es ebenfalls strikte Kopfbedeckungsregeln gibt, wird als ideologi-

scher Überbau für ein sich konstituierendes, solidarisches und heimatliches Europa instrumentalisiert. In diesem Rahmen sind in Städten wie Wien oder Frankfurt am Main orthodoxe Jud*innen genauso wenig fremd wie konservative Katholik*innen. Und was ist mit dem Islam und den darin manifestierten Kleidungsordnungen, die nichts anderes konstituieren als Weltbezug, wie es auch in anderen Weltanschauungen der Fall ist? Das Kruzifix in Klassenzimmern war trotz Trennung von Staat und Religion lange Zeit gesellschaftlich weithin akzeptiert, während es zu heftigem Widerstand führt, wenn muslimische Lehrerinnen ihr Kopftuch tragen wollen. Gesteht man muslimischen Frauen, die ein Kopftuch tragen, nicht zu, Teil dieser Gesellschaft zu sein und sich und ihre Identität zu zeigen? Das Deutsche Grundgesetz garantiert mit Artikel 2, dass „[j]eder das Recht auf die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit [hat], soweit er nicht die Rechte anderer verletzt und nicht gegen die verfassungsmäßige Ordnung oder das Sittengesetz verstößt“, und mit Artikel 4 „[d]ie Freiheit des Glaubens, des Gewissens und die Freiheit des religiösen und weltanschaulichen Bekenntnisses“. Diese Grundrechte gelten für alle, sind unantastbar und sollen, normativ gesprochen, die Grundlage für eine gemeinsame Identität bilden, die des Bekenntnisses zu einer gemeinsam verpflichtenden Verfassung. Wie kommt es, dass kopftuchtragende Frauen trotzdem als ein Fremdbild dienen? Dies verwundert insbesondere wegen der nachhaltigen Orientliebe der Deutschen, die bereits mit ausgedehnten Orientreisen der Preußen, Welt schauen, Kooperationen und ersten muslimischen Gemeindegründungen vor mehr als 100 Jahren im Berliner Hinterland begann. Von den einstigen erotischen Sehnsüchten der Europäer*innen, die diese auf den Orient projizierten und die der Literaturwissenschaftler Edward Said Ende der 1970er Jahre im Konzept des *Orientalismus* zusammenfasste, geht auch in der Gegenwart noch eine identitätskonstituierende Wirkung aus. Sie helfen bei der Konstruktion von Fremdem und Eigenem, wie es der Sozialanthropologe Gerd Baumann in seinem *Grammar of Identity* herausgearbeitet hat. In der Psychologie, wie auch in anderen Sozialwissenschaften, gibt es eine Vielzahl von Ansätzen zur Erklärung von Fremd- und auch Feindkonstruktionen. Rolf Haubl beschreibt dabei eine binäre Konstruktionsleistung, die nachhaltig wirkt, im Endeffekt auch ohne existierende „Fremde“ operiert und eher von Fantasien als realen Alltagserfahrungen gespeist ist. Demnach sind die Menschen, die zum Teil seit den ersten Gastanwerbeabkommen von 1955 in Deutschland (oder durch die Kolonialisierung Bosnien Herzegovinas im Habsburgerreich und späteren Österreich) leben, immer noch Fremde und das, obwohl „autochthone“ Deutsche eine gemeinsam geteilte Vergangenheit und auch eine gemeinsame Heimat mit den „Neuen Deutschen“ haben. Wieso verweilen diese „Neuen“ im Zustand der Fremde? Unter anderem aufgrund materieller Marker wie dem

Kopftuch. Aber es kann nicht nur das sein. Konvertit*innen, die ein muslimisches Bekenntnis angenommen haben, sind anscheinend weniger fremd als „türkisch-stämmige“ Muslima, die vielleicht für einige befremdlich und für politisch rechts-stehende Personen bedrohlich wirken.

Sozialwissenschaftlicher Konsens ist, dass das Kopftuch ein Identitätsmerkmal unter vielen ist. Allerdings muss das Tragen nicht ein Ausdruck religiöser Gesetze oder gar patriarchalischer Zwänge sein. Dennoch wird mit diesem stark politisch aufgeladenen Stück Stoff ein Konflikt ausgetragen, der Ausdruck eines allgemeinen Zeitgeistes ist – die Parallelität von Diskursen, die darin mündet, dass die Gesellschaft gespalten ist. Nur darin bestehe Einigkeit und diese würde selten erreicht, schreibt der Migrationsforscher Aladin Al-Mafaalani einleitend in seinem Bestseller *Das Integrationsparadox*. Dass das Kopftuch anhaltend als Symbol für Fremde stilisiert wird, als Medienframe für Überfremdung herhalten muss und es dafür Empörung in beiden Lagern der Gesellschaft gibt – dem progressiven, liberalen und dem reaktionären, konservativen –, ist nur ein Ausdruck der gegenwertigen Phase der Globalisierung. Beschleunigte gesellschaftliche Veränderungen, Hybridisierungen, Ohnmachtserfahrungen, Entfremdungen und schließlich die sogenannten „Gatekeeper“, die diese Gefühle durch ihre Rhetorik mitkonstituieren – die Medien und Politik (jeweils sozial-liberale wie auch reaktionäre) –, können als Ursachen identifiziert werden. In der Konsequenz werden Muslim*innen desintegriert, indem ihre Anerkennung sowie Leistungen ausbleiben und ihnen ihre persönliche Heimat – Deutschland, Österreich oder ein x-beliebiges anderes Land, das durch Pluralität geprägt ist, aberkannt wird. An dem Kopftuch liegt das auch, noch zumindest. Wir müssen uns diese Kultur aneignen und uns kollektiv zu einer postmigrantischen Gesellschaft bekennen, so fordern es auch die Autor*innen des Bandes *Postmigrantisches Perspektiven* um die Herausgeberinnen Naika Foroutan, Juliane Karakayali und Riem Spielhaus. Dann wird das Kopftuch kein Marker mehr für „Kulturfremdes“ sein, sondern für etwas Europäisches stehen, wie es unhinterfragt bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil in den 1960-er Jahren auch der Fall war. Wenn dieser Schritt vollzogen ist, die postmigrantisches Gesellschaft auch gelebt wird, ist es egal, ob eine (muslimische) Frau einen Schleier zu ihrem Glauben trägt oder nicht. Dann wird das Kopftuch, wie einst das Dirndl, Ausdruck und nicht Widerspruch von Heimat sein. Was auch immer Heimat für eine Person bedeutet.

.....
Andreas Schulz

Andreas Schulz hat in Leipzig, Bern und Wien studiert und ist Co-Editor des Soziologiemagazins.



Wer wir gewesen sein werden

Von Freiheit übermorgen und heute

Was wäre, wenn wir es schaffen würden, die notwendige sozial-ökologische Transformation unserer Gesellschaft erfolgreich zu bewältigen? Allein diese These scheint heute schon einen betonten Konjunktiv wert zu sein, angesichts der wöchentlichen Warnungen wissenschaftlicher Kommissionen, dass die aktuellen klimapolitischen Unterlassungen der Regierungen fatale Folgen für die Erde und die menschliche Zivilisation haben werden. Was wäre, wenn wir diese Transformation als Gesellschaft nicht nur bewältigen könnten, sondern es dabei schafften, das Versprechen der liberalen Moderne weiter zu entwickeln und Errungenschaften des liberalen Rechtsstaats für alle Menschen auszubauen? Spätestens hier wird der Verdacht der Traumtänzeri laut. Dass aber beide Entwicklungen notwendig voneinander abhängen, die Transformation hin zu einer postfossilen Wirtschafts- und Lebensweise und die Erweiterung liberaler Freiheiten, also das Weiterbauen der zivilisatorischen Moderne, ist klar. Der Weg dorthin liegt jedoch noch im Nebel.

Eine Erzählung von übermorgen

Im Jahr 2050 erinnern sich alle noch gut an die Debatten des frühen 21. Jahrhunderts. Was wurde da nicht alles diskutiert: Klima oder Freiheit? Ohne das Recht auf Discount-Kurzstreckenflüge sei alles nichts, die Klimahysterie führe uns noch in eine Ökodiktatur. Die regierungspolitischen Akteure waren unter einer entscheidungsmüden Kanzlerin zu einem großen Wurf nicht mehr in der Lage, das gesellschaftliche Klimaschien vergiftet wie nie, Rechtspopulisten reüssierten in allen Ländern der Welt. Aus Sicht der Bürger der 2050er-Jahre erscheint diese Zeit ziemlich weit weg. Letztendlich hat es doch gut geklappt, irgendwann haben auch die letzten Staatenlenker eingesehen, dass sich ohne wirksame Klimaschutzpolitik keine Wahlen gewinnen lassen. Die riesigen Investitionssummen in den 2020er-Jahren haben für einen schnellen Ausbau erneuerbarer Energiequellen gesorgt, Forschungsgelder und Technologieoffenheit haben zu einigen Innovationssprüngen und Fortschritten bei Speichertechnologien und Wirkungsgrad beigetragen, aber im Grunde war ja schon alles da. Man musste nur noch anfangen. Heute fürchtet sich keiner mehr vor Blackouts ohne Kohle- und Atomstrom.

Auch bei anderen früheren Streitthemen stellte sich schnell Harmonie ein. 2030 konnte jeder in Berlin erleben, dass eine klimaneutrale und weitgehend autofreie Stadt mit verschiedenen öffentlichen Mobilitätskonzepten ganz schön lebenswert ist. Weil es plötzlich in der Stadt viel mehr Platz gab, nicht mehr im Stau gestanden und auf Parkplatzsuche gegangen wurde, zogen andere Städte schnell nach. Autofreunde können auch heute noch mit ihren Elektroautos auf den Autobahnen zwischen den Städten hin und her fahren, die Mehrheit aber nimmt lieber die Bahn; auch das geht mittlerweile schneller, komfortabler und effizienter.

Was soll dieser kleine Ausflug ins Übermorgen? Er soll zeigen: Alles wird anders, alles wird noch besser! Vielleicht wird es nicht exakt wie hier skizziert. Klar ist nur, dass alles anders wird. Dass Übermorgen noch besser wird als heute, ist der Auftrag des liberalen Fortschrittsversprechens, an dem wir als Gesellschaft auch scheitern könnten. Dass Zukunft offen und gestaltbar ist, ist ein Privileg liberaler Gesellschaften. Gerade sind wir dabei, dieses Privileg zu verspielen.

Wir leben heute in der freiesten und wohlhabendsten aller Gesellschaften, das Level an Freiheitsrechten und ökonomischen Möglichkeiten ist in der Menschheitsgeschichte einzigartig. Gleichzeitig besteht die historisch ebenso einmalige Herausforderung unserer Generation darin, unser Gesellschaftsmodell der liberalen, rechtsstaatlichen Demokratie gegen äußere Widerstände zu verteidigen. Gegen physikalische Widerstände.

Jeden Tag wird der Wissensschatz der Menschheit größer. Es gibt immer mehr Daten, auf die wir zurückgreifen können und durch die wir uns über den Weg informieren können, auf dem wir uns seit der Industrialisierung durch den massiven Weltverbrauch befinden. Wissenschaftler können sehr genau modellieren, worauf wir uns mit unserem Gesellschaftsmodell hinbewegen: 4-6 Grad Erderwärmung, das sechste Massensterben und Klimakriege sind die Stichworte, die in diesem Zusammenhang fallen. Kurzum: Wir bewegen uns auf einen zivilisatorischen Abgrund zu.

Jetzt ist der Zeitpunkt, an dem wir die letzte Möglichkeit haben, diesen Pfad zu verlassen, uns vom Abgrund wegzubewegen und in Richtung einer nachhaltigen Wirtschafts-

und Lebensweise aufzubrechen. Die gute Nachricht ist: wir streiten immer häufiger über die Wege dorthin. Die schlechte Nachricht: bis jetzt hat sich wenig getan. Auf politischer Ebene herrscht eine Mischung aus Lustlosigkeit und Angst vor den Wählern. Auf gesellschaftlicher Ebene scheinen sich Empörung und Spaltung immer weiter auszubreiten.

Was zu ändern ist

Um es klar zu sagen: Die demokratische Auseinandersetzung um die beste Politik ist nicht nur eine der größten Errungenschaften des liberalen Rechtsstaats, sie ist auch Voraussetzung für die Bewahrung der ihm zugrundeliegenden bürgerrechtlichen Freiheiten. Jeder Ruf nach einem autoritären Ordnungsgeber für einen „effektiveren Umgang“ mit Problemen in gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen – in diesem Fall mit den „ökologischen Sachzwängen“ – stellt sich gegen diese demokratischen Freiheiten.

Dennoch: Nicht nur jede humane Politik, sondern auch jede humane Vision von gesellschaftlicher Entwicklung muss sich immer das Überleben aller Menschen (und damit auch das der Ökosysteme) zum Maßstab setzen.

Daraus ergeben sich Handlungslinien, anhand derer gesellschaftliche Auseinandersetzung über eine effektive Klimaschutzpolitik stattfinden kann. Erstens: Das Überleben aller Menschen muss sichergestellt werden. Selbst heute ist das noch nicht der Fall. Was zu ändern ist. Aber die Fortschrittsentwicklung der Moderne lässt sich nicht von der Hand weisen. 1819 lebten noch 84% aller Menschen in extremer Armut, heute sind es 10%. Diese Errungenschaft wird für spätere Generationen und vor allem für Menschen des globalen Südens durch Folgen der Klimakrise massiv bedroht. Zweitens basieren unsere Wirtschafts- und Lebensweise auf einem begrenzten Fundament (planetare Ressourcen). Diesen Weltverbrauch können wir uns nicht mehr leisten, weshalb er ebenfalls zu ändern ist.

Wer wir gewesen sein werden

Wenn wir uns also vorstellen, heute aus der Zukunft des Jahres 2050 auf unsere Gesellschaft zurückzuschauen, stellen sich verschiedene Fragen. Wer werden wir gewesen

sein? Und wer wollen wir gewesen sein? Eine Generation, die die Herausforderungen dieser Transformation mutig und mit Bewusstsein für die Verantwortung der Freiheit zukünftiger Generationen gemeistert hat? Oder eine Generation, die es nicht geschafft hat, die notwendige Weiterentwicklung unserer Lebens- und Wirtschaftsweise in ein post-fossiles Zeitalter voranzutreiben und damit ihrer fundamentalen Verantwortung nicht gerecht geworden ist: das Überleben aller Menschen zu sichern.

Wenn wir uns also dazu entscheiden, dass wir eine humane Gesellschaft gewesen sein wollen, können wir vor einem ganz anderen Hintergrund über einzelne zukunftspolitische Maßnahmen reden. Wenn wir uns davon lösen, Fragen über SUVs zur Gretchenfrage der Freiheit zu erklären, lassen sich grundlegende Diskurse darüber führen, wie wir als Gesellschaft Mobilität gestalten können, um unserer Verantwortung für die Weltgemeinschaft heutiger und zukünftiger Generationen gerecht zu werden, ohne das Freiheitsbedürfnis des Einzelnen nach Mobilität in Frage zu stellen.

Denn gerade vor dem Hintergrund des katastrophalen Zustands unserer Umwelt gilt mehr als je zuvor: Freiheit gibt es nicht ohne Verantwortung. Wenn wir uns dazu entscheiden, diese Transformation verantwortungsvoll und aktiv zu gestalten, wird der Freiheitsgewinn für die Menschheit unglaublich wertvoll sein. Es geht nicht zuletzt darum, folgenden Generationen eine offene und gestaltbare Zukunft zu bewahren. Es kann uns gelingen, nicht nur das Überleben aller Menschen sicherzustellen, sondern auch das Fortschrittsversprechen der liberalen Moderne für mehr Menschen als zuvor zugänglich zu machen.

Andernfalls: Man muss sich nur einen beliebigen wissenschaftlichen Bericht zur Klimakatastrophe anschauen, um zu ahnen, wer wir gewesen sein werden, wenn wir es nicht schaffen, unseren Lebensstil und unsere Wirtschaftsweise strukturell zu dekarbonisieren und damit grundlegend zu wandeln.

.....
Tammo Eilts
- Bucerius Law School -

Zeit Heimat – Mediale Heimat

„Meine kindliche Heimat ist in Schwaben, meine Wahlheimat ist das Ruhrgebiet, meine mediale Heimat ist Twitter, dann noch ein paar weitere reale, digitale und fiktive Orte. Man könnte das eigentlich „Heimatnetzwerk“ nennen, ich fühle mich sowohl an den einzelnen Punkten heimisch, aber auch auf den Wegen dazwischen“. (Alena Dausacker)

Die Medienwissenschaftlerin Alena Dausacker beschreibt in einem Interview verschiedene Orte, die sie als ihre Heimat begreift. Dabei tauchen sowohl reale als auch digitale „Orte“ auf. Wie aber wird bei Letzteren ein Heimatgefühl vermittelt, wenn nicht geografisch? Die „mediale Heimat Twitter“ erscheint plausibel, wenn es um einen Ort geht, der geprägt hat, der Zuflucht bietet. Für ältere Generationen mag dieser Zugriff weniger intuitiv sein. Doch auch sie dürften die Erfahrung teilen, dass Medien-Konsum ein Heimatgefühl vermitteln kann: Der Journalist Florian Illies, geboren 1971, gab seiner Generation darin eine Stimme, dass die Vorfreude auf „Wetten dass...?!“ am Samstagabend der gemeinsame Erfahrungsraum mit seinen Altersgenossen sei. Der Gedanke einer gemeinsamen medialen Sozialisation besticht dadurch, dass eine einfache Klammer für eine immer komplizierter werdende Welt angeboten wird. Schon hier wird deutlich, dass der Heimatbegriff mit Emotionen wie Sehnsucht und Melancholie in engem Zusammenhang steht.

Der folgende Text erkundet, wie Medien und Heimat zusammenhängen. Heimat soll hier nicht als selbsterklärender, „eingeborener“ Begriff verstanden werden. Vielmehr geht es gerade um die Frage, wie jemand zu der Meinung kommt, seine Erfahrungen am ehesten als Heimat vermitteln zu können. Im Folgenden werde ich vor allem auf Ausprägungen wie „Zeit Heimat“ oder Vorstellungen einer medialen Heimat eingehen.

Ausgangspunkt: Ein überkommener Heimatbegriff

Heimat bezeichnet ursprünglich „Stammsitz“, und nimmt damit zunächst Bezug auf einen realen Ort. Mit der zunehmenden Mobilität verliert dieses Verständnis in gewissem Maße an Aussagekraft; doch auch in der globalisierten Welt gibt es eine große Siedlungskontinuität. Obwohl es nicht der gefühlten Realität entspricht, haben nur ein Viertel aller Bundesbürger aus beruflichen Gründen einmal ihren Wohnort gewechselt. Die Bewohner*innen ländlicher Räume kehren häufiger in ihre Herkunftsregion zurück.

Gleichzeitig geht es auch nach diesem Heimatverständnis nie ausschließlich um eine geografische Verortung des Menschen: Vertrautheit, Sozialisation und Nähe sind Assoziationen, die seit jeher mit dem Heimatbegriff verknüpft sind. Insofern ist Heimat immer auch stark emotional aufgeladen. Der Begriff Heimat wird unter diesem Gesichtspunkt kritisiert, weil er Vorstellungen von einer handwerklich-ag-

rarischen Welt suggeriert, die mit der tatsächlichen – postindustriellen – Lebenswelt nicht übereinstimmen und die es in dieser traditionell überlieferten Form vielleicht nie gegeben hat. Wie das Beispiel vom Übergang der Feudalgesellschaft in die moderne Gesellschaft zeigt, sind im Begriff Heimat Semantiken von Zeit und Raum auf eigentümliche Art und Weise verknüpft.

Nationalsozialismus: Heimat und Nation

Im deutschen Kontext ist das Wort Heimat negativ aufgeladen durch seine Verwendung während der Zeit des Nationalsozialismus. Dausacker führt in dem oben zitierten Interview weiter aus, dass in dieser Zeit die Nation zum Bezugspunkt von Heimat wurde. Nicht mehr nur die eigene Stadt oder Region sollte Heimat sein, sondern das gesamte „Deutsche Reich“. Neben der spontanen und scheinbar großen Erklärungskraft von Begriffen wie „Heimat“ oder „Nation“ steht ihre theoretische Verarmung. Auch in Alltagsdiskussionen bemerkt man schnell, dass die auf Nation aufbauenden Argumente schon bei einfachem Nachfragen zerfallen.

Folgt man Dausacker, so kann die Verknüpfung zwischen Nation und Heimat auch deshalb nicht funktionieren, weil die „Nation“ bzw. „der Staat“ Konzepte sind, die nicht konkret erfahrbar sind, ergo auch keine Heimaterfahrung vermitteln können. Neben dieser strukturellen Analyse Dausackers lässt sich wohl konstatieren: Man will sich heute rhetorisch vom Nationalsozialismus distanzieren. Das Wort Heimat wird nur mit Vorsicht verwendet; der Heimat-Diskurs wird in Mitleidschaft gezogen.

Zeit Heimat – Mediale Heimat

Wie aber können wir Heimat zeitgemäß definieren, sodass das Wort nicht vom „rechten Rand“ besetzt wird? Ein möglicher Ansatz könnte das Konzept der Zeit Heimat sein.

Der Autor W.G. Sebald beschreibt die Jahre um 1944–1950 als die Zeit, die ihn besonders interessiert. Mit umfangreichen historischen und literarischen Recherchen kommt er zu dem Schluss, er stamme aus dieser Zeit – was bei einem Autor Jahrgang 1944 allerdings niemand bestreiten würde. Wenn man von Zeit Heimat sprechen könnte, wäre sie dort. Anders als in der konventionellen Nutzung des Begriffes Heimat beschreibt er mit Zeit Heimat die Energien, die ihn als Autor anleiten, sich dieser Zeit archäologisch zu nähern, sie zu erforschen. Diese Energie wird durch das Betrachten

von Filmsequenzen und Bildern verstärkt. So beschreibt der Autor das Gefühl, ein verlassenes Flugfeld des Zweiten Weltkrieges besucht zu haben, als „einen Sog, einen Sog der Geschichte“. Dabei klingt etwas Irrationales mit: Der Autor kann sich nicht aussuchen, wo er seinen Schaffenspunkt verortet. Die Geschichte „saugt“ nicht, auch wenn es ihren Betrachter*innen so erscheint. Vielleicht ist es nicht der Sog der Geschichte, sondern der Drang, ein lang zurückliegendes Feld zu erforschen. Die gemeinsame Erfahrung einer existenziellen Bedrohung in den letzten Kriegsmontaten, die Suche nach dem Latenten – Sebald nutzt selbst das Wort Archäologie – die Schwierigkeiten, bestimmte Sachverhalte zur Sprache zu bringen und darstellen zu können, sind sein Lebensthema und Grundlage seiner Existenz. Insofern sind das Ende des Kriegs und die unmittelbare Nachkriegszeit seine Zeit Heimat.

Eine andere Stimulanz über das eigene in-der-Welt-sein nachzudenken, können Medien- und Konsumerfahrungen sein. Denn auch hier gibt es „Orte“, an die es einen wieder zurückzieht. Die Beliebtheit von Erinnerungsliteratur spricht dafür. Auch in alltäglichen Gesprächen kommt man schnell auf Erfahrungen der Kindheit und frühen Jugend zurück: Konsumgüter, die heute nicht oder nicht mehr erhältlich sind, Sendungen, die jeder gesehen hat usw. Die Bücher und Filme der Kindheit sind begehrte Sammel- und Tauschobjekte. Wer Filme und Literatur seiner eigenen Kindheit und Jugendzeit sammelt, sucht damit die Orte seiner eigenen medialen Prägung wieder auf. Ausgehend von den Ausführungen über Sebalds Zeit Heimat stellt sich nun die Frage, wie diese mediale Heimat vermittelt wird. Wie wird dieses Gefühl des In-der-Welt-Seins sozial vermittelt?

Exkurs: Ein selbstreferenzieller Medienbetrieb

Um beschreiben zu können, wie Heimaterfahrungen durch Medien vermittelt werden, muss zunächst ein kurzer Blick auf das Zustandekommen von Kulturprodukten geworfen werden:

Die Beschreibung einer medialen Umwelt wird zumeist in den Medien selbst geführt. Nicht nur, dass die Medien die Welt beobachten, sondern sie beobachten auch andere Medien. Journalist*innen schreiben über ihre eigenen Erfahrungen. Das Mediensystem ist selbstreferenziell. Eher kritisch kommt die Beschreibung von Konsum- und Medienerlebnissen als das Lamento daher, dass es eigentlich schon alles gegeben habe und in der Popkultur

zu viel recycelt werden würde. Die Idee, dass anhand der Medien darüber befunden wird, wie die Realität aussieht, wird unter anderem von Theodor W. Adorno im Argument der Kulturindustrie aufgegriffen. Ob und inwiefern die Handlung eines Filmes als „realistisch“ anzusehen ist, entscheidet oft darüber, ob er als „gut“ oder „schlecht“ bewertet wird.

Das selbstreferenzielle Element von Medien und Kultur wird durch den Marktmechanismus weiter verstärkt: In Gesellschaften, in denen die kapitalistische Produktionsweise herrscht, besteht ein kontinuierlicher Zwang, die Produktivität zu steigern, d.h. mehr Artefakte pro Zeitintervall zu produzieren. Karl Marx schreibt im „Manifest der Kommunistischen Partei“, dass die Effizienz der Produktion immer weiter vorangetrieben werden müsste.

Bezüglich ihrer ökonomischen Verwertung stellen Kulturgüter eine Besonderheit dar: Anders als materielle Dinge kann man ihre Produktion kaum beschleunigen: Ein Streichquartett kann heutzutage kaum schneller aufgeführt werden, als es zu Zeiten des Komponisten der Fall war. Auch die Komposition und Niederschrift eines Textes kann kaum beschleunigt werden, sofern Umfang und Qualität gleich hoch bleiben sollen. Alle Produktionsschritte, die nicht automatisiert werden können, sind davon betroffen. Eine Möglichkeit, die Produktion kultureller Güter zu beschleunigen, liegt in der Mehrfachverwertung. Sehen wir uns dazu ein praktisches Beispiel an.

Springfield: Collage „westlicher“ Heimaterfahrungen

Die Serie „Die Simpsons“ stellt eine mediale Heimat im oben beschriebenen Sinne dar. Niemand weiß, wo Springfield liegt. Im Vorspann der Serie nährt man sich der Stadt aus der Vogelperspektive und es wird in das Alltagslebens Springfields hineingezoomt. Praktisch könnte jede große Kleinstadt der westlichen Hemisphäre hier abgebildet sein, ein Ort, in den viele Zuschauer*innen auch ihren Heimatort hineininterpretieren können.

Der Schöpfer der Simpsons, Matt Groening räumte vor einiger Zeit ein, dass es sich um eine Kindheitserinnerung an die Serie „Father knows best“ handelt, die ihn zu dieser Namensschöpfung inspiriert hat. Homer Simpson ist die Hauptfigur in „The day of the locust“, Marge hat den Mädchennamen Bouvier, wie die Ehefrau von John F. Kennedy. Der grantige AKW-Besitzer Monty Burns erinnert an den in

Harvard lehrenden Philosophen Michael Sandel. Alle Charaktere könnten so als intertextuelle Collagen beschrieben werden. Einige Reminiszenzen sind offensichtlich, einige erschließen sich erst dem Kenner, denn sie werden selten aufgelöst. Der Philosoph Umberto Eco weist darauf hin, dass der Kult-Faktor eines Filmes gerade auf der Häufigkeit intertextueller Collage beruht. Ein Kultfilm muss geliebt werden, und durch die intertextuelle Collage wird eine besondere Vertrautheit aufgebaut. Bekannte Beispiele sind die „Old time Rock ‘n Roll“ Luftgitarrenszenen in „Risky Business“ oder die „Bohemian Rhapsody“ sing-along-Szene in „Waynes World.“ Aus diesen Beispielen wird deutlich, dass eine mediale Heimat aus Referenzen und Collagen zu anderen Texten bestehen kann.

Zusammenführung: Medien als gemeinsame Heimerfahrung

Es zeigt sich also einerseits: in kapitalistisch geprägten Gesellschaften arbeitet der Medienbetrieb stark mit Collagen. Dies steigert nicht nur die Effizienz der Produktion; das Produkt ist auch beliebt, gerade weil durch die Collage an frühere Heimerfahrungen erinnert wird. Das spezifische Vertrauensgefühl, das Heimat eigen ist, wird durch den Konsum popkultureller Erzeugnisse erweckt.

Hinzu kommt ein weiterer einflussreicher, makrosoziologischer Prozess: Mediatisierung. Je moderner eine Gesellschaft wird, umso mehr prägen Medien- und Konsum-

erfahrungen die Sozialisation ihrer Protagonist*innen. Die gemeinsamen Medien- und Konsumerfahrungen geben einen gemeinsamen Hintergrund der Sozialisation bzw. es wird die Vorstellung vermittelt, dass dies so sei. Daher ist die Beheimatung nicht lediglich ein individuelles Phänomen, sondern wird für ganze Gesellschaften bzw. Generationen gemeinsam erfahrbar.

Eine mediale Heimat kann insofern erklärend sein, als dass die Maßstäbe, die sie ihren Bewohner*innen gibt, ein Zerrbild der Realität vermitteln. Problematisch kann außerdem sein, dass Medien als Produkte konsumiert werden. Das kann dazu führen, dass unser Verständnis von Heimat Marktmechanismen unterworfen wird. Andererseits führt die Teilhabe aller

Gesellschaftsschichten an Popkultur und sozialen Netzwerken gewissermaßen zu einer Demokratisierung unseres Heimatverständnisses. Dadurch löst es sich von Heimatmythen und kruden Vorstellungen von Nationalstaatlichkeit.

.....
Martin Gloger

Masterstudent der Philosophie an der FernUniversität in Hagen sowie Lehrbeauftragter an verschiedenen Hochschulen.

Paradise Lost

Maria 2.0 – Vom Unmut der Frauen in der katholischen Kirche

Bischöfe auf einen sogenannten *Synodalen Weg* geeinigt haben – einen zusammen mit dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) entwickelten Reformprozess der katholischen Kirche in Deutschland, der folgende Punkte beinhalten soll:

Macht, Partizipation und Gewaltenteilung, Sexualmoral, priesterliche Lebensform und Frauen in Diensten und Ämtern in der Kirche.

Auch die Schweiz, Österreich und selbst das eigentlich konservativ-katholische Italien bringen derzeit Organisationen hervor, die sich vor allem für die Gleichberechtigung von Frauen in der katholischen Kirche einsetzen. *Maria 2.0* steht also keineswegs allein. Nicht nur die deutsche katholische Kirche hat Konsequenzen aus diesem Aufbegehren zu ziehen, auch in der Schweiz einigte sich die dortige Bischofskonferenz (SBK) im Rahmen ihrer 325. Vollversammlung auf einen »Prozess der Erneuerung«, bewusst neutral formuliert, um Konflikte mit »Rom« zu vermeiden. Grund für die gebotene Reform sind auch hier offene Briefe und Forderungen der Gläubigen, die, wie die deutschen Glaubensbrüder und -schwestern, auf eine Krise der katholischen Kirche hinweisen.

Doch sind innerhalb einer Religion, die einen Wahrheitsanspruch vertritt, sich auf eine Tradition beruft und quasi als Monarchie hierarchisch konstituiert ist, überhaupt Forderungen zu erheben? Ein demokratisches System ist jedenfalls nicht vorgesehen, heißt es aus Rom, und das machen auch DBK wie SBK deutlich. Trotzdem kommt es derzeit zu aktiven Protesten innerhalb der katholischen Kirche. Wenn sich unter Gläubigen mit nur bedingtem aktivem Mitspracherecht Unmut regt, ist die logische Konsequenz, dass sie sich durch Streiks, Demonstrationen und öffentliche Kundgebungen Gehör verschaffen. In einem parlamentarisch-repräsentativen Ordnungskontext gibt es die Möglichkeit, Gesetzesvorlagen beziehungsweise -änderungen durch Volksbegehren einzubringen. Die katholische Kirche sieht aufgrund ihrer Struktur Widerspruch nicht vor und begünstigt ihn genau dadurch. Ihre

Organisation bietet aufgrund der dogmatisch begründeten Verfasstheit schlicht keine Möglichkeit für ein Einspruchsverfahren durch Laien, wodurch sich deren Unzufriedenheit, Veränderungswünsche und Reformanliegen nicht einfach erledigen. In Anlehnung an John Miltons Epos *Paradise Lost* aus dem 17. Jahrhundert über den Fall des Engels und der Menschheit, könnte die derzeitige Situation der katholischen Kirche betitelt werden mit: »Das Paradies bleibt verschlossen« – nicht nur für die Kirche und ihre führenden Männer, die sich derzeit für jahrhundertalte, mittlerweile an Glaubwürdigkeit und Legitimität stark einbüßende Strukturen rechtfertigen müssen, sondern auch für die Frauen, die sich nicht mehr wohlfühlen in ihrer Kirche, aber auch nicht einfach gehen wollen. Dabei sein trotz dagegen sein.

Die Kirche ist weiblich

Lisa Kötter ist eine dieser Frauen. Sie gehört zu den Initiatorinnen der Kirchenprotestaktion aus Münster und ist zur Unterstützung der Frauendemo nach Fulda gekommen. Zeitgleich stellt sich der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Reinhard Kardinal Marx, im Rahmen der Abschlusspressekonferenz der DBK-Vollversammlung den Fragen von Journalisten: zum *Synodalen Weg*, zu den konservativen Gegenspielern, die den neuen Reformprozess eher ungern mittragen, und zur Frauenordination, also der Priesterinnenweihe.

Dabei war die Frauenfrage in der katholischen Kirche noch nie einfach zu beantworten. Schon Maria aus Magdala war seit Papst Gregor dem Großen über Jahrhunderte von der Kirche als Sünderin verrufen, obwohl sie die Erste war, zu der Jesus nach seiner Auferstehung sprach. Das *Lexikon für Theologie und Kirche* beschreibt sie heute als »Jüngerin«, »Apostelin der Apostel«, »Erstzeugin des Auferstandenen« sowie »herausragende Frauengestalt des NT«. Bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil – das von 1962 bis 1965 tagte – wurden Frauen von der Kirche hauptsächlich als Ehefrau, Mutter oder Ordensfrau gesehen und geduldet, was allerdings vornehmlich der sozialen Diffe-

renz-Codierung Mann-Frau der damaligen Gesellschaft geschuldet war. Im Codex *Iuris Canonici* (CIC), dem Gesetzbuch der katholischen Kirche, galt bis zu seiner Neufassung 1983 die Frau als Gefährderin des Zölibats und sollte daher – außer wenn ein gewisses Alter erreicht oder eine verwandtschaftliche Verbindung gegeben war – nicht von Priestern aufgenommen oder besucht werden. Außerdem wurde der Frau, zusammen mit Minderjährigen und Geisteskranken, als gesetzlich verpflichtender Wohnort der des Mannes zugewiesen. Noch 1930, nach rund 80 Jahren Frauenbewegung, kritisierte Papst Pius XI. in seiner Enzyklika *Casti connubii* die soziale, wirtschaftliche und physiologische Emanzipation der Frau als »Entartung des weiblichen Empfindens ... falsche Freiheit und unnatürliche Gleichstellung mit dem Manne«. Eine aktive weibliche Beteiligung am liturgischen Dienst ist erst seit dem II. Vatikanum erlaubt. Laien dürfen nun generell liturgische Dienste wie Lesungen, Fürbitten oder Hilfe bei der Kommunionausteilung übernehmen. In Deutschland gibt es mittlerweile vier (von über 10 000) Gemeinden, die von Frauen geleitet werden, und auch hohe Positionen in Ordinariaten werden heute zum Teil von Frauen bekleidet. Eine Frauenquote gibt es in der katholischen Kirche nicht. [...]

.....
Christina Behler

Christina Behler, geb. 1991, ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Moralthologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Sie promovierte zum Thema „Religion in der digitalen Gesellschaft. Eine empirische Untersuchung spezifisch religiöser Kommunikation der katholischen Kirche in sozialen Netzwerken.“

Der gesamte Beitrag „Paradise Lost“ von Christina Behler ist in Kursbuch 200 „Revolte 2020“ erschienen. Mehr zum Kursbuch findet ihr auf kursbuch.online



Kursbuch 200

September 2019: Es ist ein trüber, wolkenverhangener Herbsttag. Rund hundert Frauen, darunter auch ein, zwei Männer, marschieren im Nieselregen mit Schildern, Topfdeckeln und Trillerpfeifen bewaffnet durch Fulda, werden immer lauter, bis sie vor der großen Kathedrale des Bistums zum Stehen kommen. »Wir kochen über, machen Radau, kirchliche Ämter auch für die Frau!«, wird im Sprechchor gerufen, bis vom angrenzenden Priesterseminar aus drei ältere Herren in schwarzen Anzügen – zwei mit Kollar-, einer mit Oratorianerkragen – auf die demonstrierenden Frauen zugehen. Es sind die Bischöfe Franz-Josef Bode (Osnabrück) und Michael Gerber (Fulda) sowie Weihbischof Ludger Schepers (Essen), die zum Ende der Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) als Zeichen des Dialogs zu ihren Schäfchen treten, mitten hinein in deren Schilderwald aus Forderungen und Parolen wie: »Ändert die Strukturen JETZT!!!!« oder: »Für Gleichberechtigung«, »Für Demokratisierung«, »auftreten statt austreten«, »Frauen streiten für ihre Kirche«. Die Frauen der im Mai 2019 entstandenen, auch Kirchenstreik genannten *Initiative Maria 2.0* kämpfen öffentlichkeitswirksam für eine glaubwürdigere Kirche. Die zuletzt in den erschütternden Ergebnissen der Studie zum Missbrauchsskandal in der katholischen Kirche gründende Unzufriedenheit der Gläubigen hat stark dazu beigetragen, dass sich die deutschen

In die Freiheit schwimmen

Im Sommer 1989 schwimmt Mario Wächtler in die Freiheit. Über die Ostsee verlässt er die DDR in Richtung Westen. Mit nicht mehr als laminierten Papieren, Flossen und etwas Traubenzucker. Ein Gespräch über Freiheit und die deutsche Teilung.

Mit 15 Jahren versuchte Mario Wächtler zum ersten Mal aus der DDR zu fliehen. Warum genau wisse er gar nicht mehr. „Ach, mit 15 hat man doch nichts im Kopf. Ich hab’ mich einfach in den Zug Richtung Westen gesetzt, die Grenzer haben mich dann erwischt und rausgezogen“. Eine Nacht war er in U-Haft, erzählt Wächtler, und eine Woche im Kinderheim. Er wurde zu zwei Jahren auf Bewährung verurteilt. Neun Jahre später gelingt ihm die Flucht in den Westen.

Freischnauze drauf los

Es war das Jahr 1989, Wächtler war 24 Jahre alt und wollte nicht länger warten. „Die Jahre sind davongerannt. Zu diesem Zeitpunkt war ich fit, vorbereitet und durchtrainiert.“ Der Augenblick war günstig. Wächtler war Rettungsschwimmer in der DDR, auch selbst Ausbilder. Einmal in der Woche trainierte er das Ausdauerschwimmen. „Meine Eltern hatten im Vogtland einen festen Campingplatz. Da gab es ein Schwimmbecken, 7 Kilometer lang. Da bin ich auf und ab geschwommen“. Warum er länger trainierte als sonst, habe er niemandem erzählt.

Von einem Strand zwischen der Wismarer und der Boltenhagener Bucht aus wollte Wächtler es wagen. Von dort aus konnte man die Küste der Bundesrepublik sehen. Nachts die Beleuchtung am Hochhaus in Travemünde, tagsüber die Küste. Heute erinnert in der Nähe ein Gedenkstein an diejenigen, die die Flucht über das Meer nicht überlebten. „Über der Ostsee leuchtet das Licht der Freiheit“, steht am Denkmal in Boltenhagen. Bei der Einweihung war Wächtler dabei.

In der Nacht seiner Flucht haben ihn sein Bruder und dessen Freundin zum Strand gefahren. Die beiden waren neben Wächtlers Freundin und seinem Onkel die einzigen, die er in sein Vorhaben eingeweiht hatte. „Sie war Physiotherapeutin und hat mich vollgestopft mit Traubenzucker, während der ganzen Fahrt“, lacht Wächtler. „Ich hatte einen kurzärmeligen Neoprenanzug an unter meiner Hose. Dazu eine Jacke“. Ausgerüstet war er mit Fuß- und Handflossen. Am Strand sei er in eine Hecke gegangen, habe sich ausgezogen, seine Kleidung in einer Tüte zurückgelassen. „Ich bin langsam ins Meer gelaufen, habe mich hingelegt, die Flossen angezogen, bin dann 50 bis 100m getaucht mit Schnorchel, um ungesehen vom Strand wegzukommen.“ Die ganze Nacht und den nächsten Vormittag hindurch musste Wächtler schwimmen, bis er am Mittag auf ein westdeutsches Schiff traf. Nur knapp gelang es ihm, sich auf das Schiff zu retten, wenige Minuten bevor er vom Grenzschutz der DDR aufgegriffen worden wäre. Auf der „Peter Pan“ entschuldigte sich der Kapitän bei Wächtler für die späte Rettung und sammelte schließlich unter

den Fahrgästen mehr als 600 DM als Starthilfe für seine Ankunft in Westdeutschland. „40 km durch die Ostsee schwimmen, da gehört schon was dazu“, erinnert sich Wächtler heute.

Flucht ins Ungewisse

„In der DDR ging es mir allgemein ganz gut“, sagt Wächtler. Was ihn im Westen erwarten würde, wusste er dagegen nicht. „Mir hätte es im Westen auch schlechter gehen können als in der DDR.“ Dort hatte er ein schönes Elternhaus, eine abgeschlossene Ausbildung, einen Beruf. Auch seine spätere Frau hat er in der DDR kennengelernt. „Das Problem war die Zukunft. Ich wusste, was in der DDR in 50 Jahren sein würde. Nämlich nichts. Genau dasselbe wie heute. Und das kann der Sinn des Lebens nicht sein“. Er sei nie ein Konsummensch gewesen, das habe er nicht vermisst. „Aber die Reisefreiheit und persönliche Freiheiten haben mir gefehlt. Dass man nicht frei entscheiden konnte, was man aus sich und seinem Leben machen wollte. Das war in der DDR nicht möglich.“ Für Wächtler heißt Freiheit persönliche Freiheit – die Möglichkeit, das Leben nach eigenen Vorstellungen zu gestalten. Für diese Chance nahm er das Risiko der Flucht und einen beschwerlichen Neuanfang auf sich. Dennoch sagt er: „Was hinter mir blieb, war nicht aus der Welt. Die Verbindungen in den Osten wollte ich immer aufrechterhalten.“

Wächtler war nie zuvor in Westdeutschland gewesen: „Mein erster Eindruck: Im Westen war alles bunt, in der DDR alles grau.“ Die Straßen waren voll, die Regale auch. Große Gedanken über den Westen habe er sich am Anfang nicht gemacht. „Ich musste mich erstmal an die Wirtschaftslage hier gewöhnen. Die Mieten im Westen waren viel teurer als in der DDR. Aber das Geld hat gereicht – und ich habe mich hochgearbeitet.“ Seine Freundin mit Kind habe er in der DDR zurückgelassen. „Aber der Plan war immer, sie nachzuholen.“ Sie wollte über die Prager Botschaft in den Westen fliehen, wurde auf dem Weg aufgegriffen. Ihr wurde Kirchenasyl gewährt, woraufhin man ihre Ausreise bewilligte. Drei Tage vor der Grenzöffnung konnte sie die DDR verlassen.

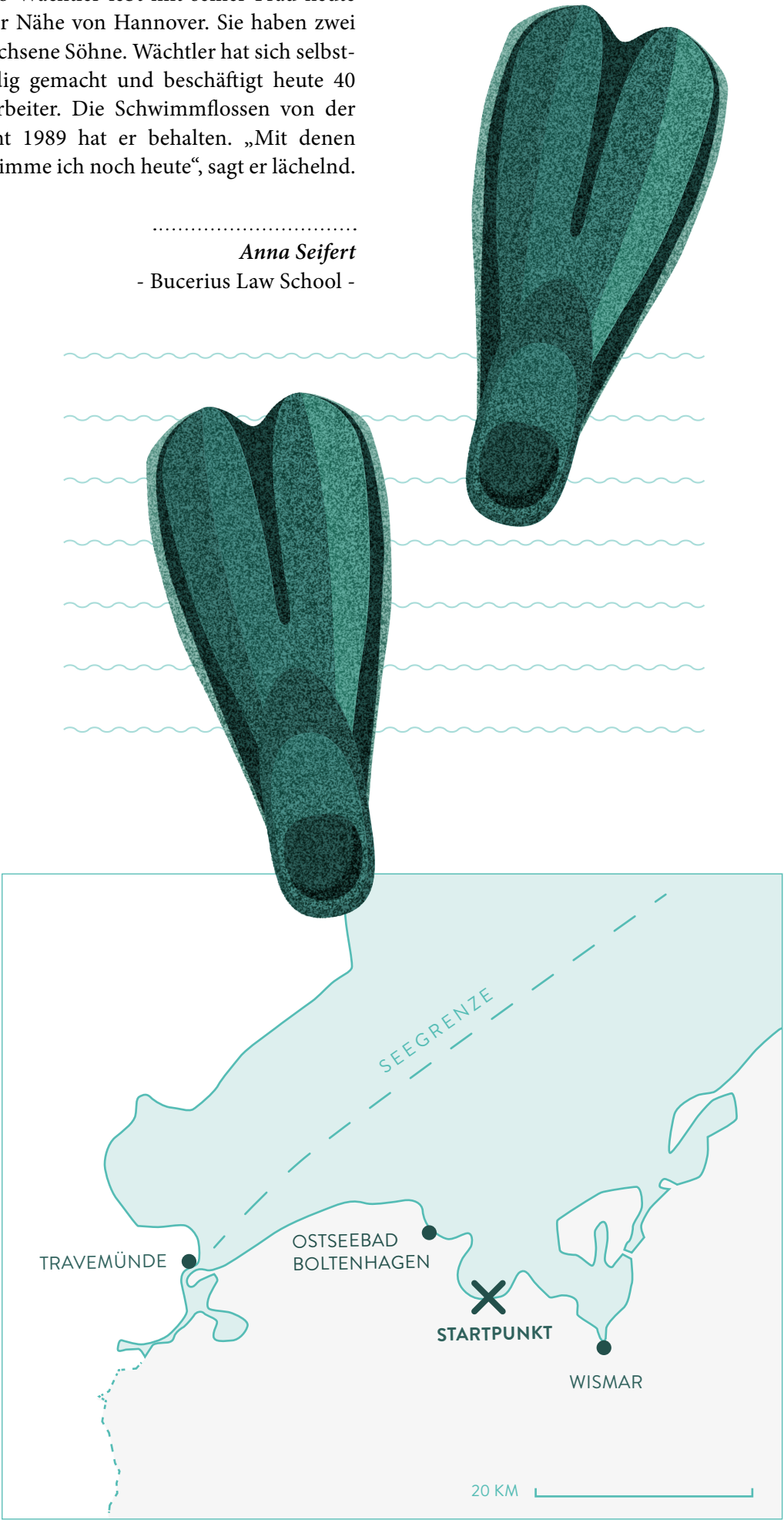
Von blühenden Landschaften

Als Wächtler floh, ahnte niemand, dass die Mauer noch im selben Jahr fallen würde. „Da wäre ich gern in Berlin dabei gewesen, ich hab’ es im Fernsehen verfolgt. Fand ich fantastisch. Dass es friedlich war, kein Schuss gefallen ist.“ In dieser Nacht habe sich die ganze Welt verändert. Seit der Wende sind 30 Jahre vergangen. „Wir wussten, dass es die von Kohl versprochenen, ‚blühenden Landschaften‘ nicht sofort geben würde. Aber dass es 30 Jahre und mehr dauert, damit haben wir nicht gerechnet“, räumt er ein. Er ist dennoch fest davon überzeugt,

dass sich Osten und Westen in den nächsten Jahren weiter angleichen werden. „Meine Gedanken an die DDR werden schwächer, die Zeit geht darüber hinweg“, sagt Wächtler. Er sei froh, die DDR 24 Jahre lang miterlebt zu haben. Dadurch könne er mitreden. „Für meine Kindheit und Jugend in der DDR bin ich dankbar.“ Jeder habe eine Lehre abschließen können, Geld habe keine große Rolle gespielt. Und die Demokratie? Eine beschissene Gesellschaftsform, aber doch die beste, die es gibt, meint Wächtler. Ähnlich wie beim von Marx propagierten Kommunismus funktioniere die Theorie besser als die Praxis.

Mario Wächtler lebt mit seiner Frau heute in der Nähe von Hannover. Sie haben zwei erwachsene Söhne. Wächtler hat sich selbstständig gemacht und beschäftigt heute 40 Mitarbeiter. Die Schwimmflossen von der Flucht 1989 hat er behalten. „Mit denen schwimme ich noch heute“, sagt er lächelnd.

.....
Anna Seifert
- Bucerius Law School -



RECHT & WISSENSCHAFT

Your Religious Freedom What Will the Court Protect?

Article 9 of the European Convention of Human Rights (ECHR) provides a person's manifestation of his or her belief with a qualified protection. According to the article, everyone's freedom to manifest one's religion or belief "shall be subject only to such limitations as are prescribed by law and are necessary in a democratic society in the interests of public safety, for the protection of public order, health or morals, or for the protection of the rights and freedoms of others."

However, which exact practices by whom effectively fall under Article 9 and are thus protected by it, hinges on how we interpret its core terms. While it is undoubtedly necessary to have some threshold requirements to establish a "manifestation of beliefs" for the purposes of Article 9, it is much harder to agree on their exact nature. Therefore, the European Court of Human Rights (ECHR) has to decide between an inclusive and an exclusive understanding of the term. The approach chosen by the ECHR in its jurisprudence will be the subject of this essay.

The early cases

Article 9 itself mentions four particular circumstances of manifestation, namely worship, teaching, practice and observance. It is unfortunate that the article does not expand on these circumstances any further raising the question of whether these categories are exclusive or inclusive in nature: Is the law willing to protect only those manifestations of religion which fall under these categories, or is a lesser degree of connection between a belief and its manifestations sufficient to trigger the protection of Article 9?

The early decisions of the European Commission and the ECHR cumulatively show an exclusive approach. "Manifestation" appears to have been interpreted in a restrictive fashion with the Commission and the Court preferring an objective interpretation. According to this traditional interpretation of Article 9 not every act or form of behavior motivated or inspired by religion or belief was to receive protection under Article 9, but only those acts that could be shown to be "intimately linked" to belief.

In cases such as *Arrowsmith v. UK* (1977) and *C v. UK* (1983) it was found that for acts to qualify as manifestations of religious belief they had to be "aspects of the practice of a religion or belief in a generally recognized form". Where they were merely motivated by belief, they could not qualify as a legitimate manifestation for the purposes of Article 9 and hence, would not be afforded protection under it.

This restrictive understanding of what amounts to a manifestation of belief is perhaps one that offers greater certainty compared to the subjectivity inherent in investigating an individual's specific motivations



– the subject has rarely been discussed in judgements, however. Questions regarding why such a narrow interpretation of "manifestation" has been employed have not been answered or posed at all. This becomes obvious in the case *Eweida and Others v. UK* (2013) when the Court discusses the existing case law. Generally, the Court seems to be uneasy when it comes to addressing the question of "manifestation" explicitly. Academic engagement with the issue has gaps in this regard, too, problems with the conventional approach have been discussed but they do not expound on why the Courts may have chosen it in the first place.

Recent changes in the case law: Is the ECHR slowly adopting a wider approach?

In recent years, there appears to have been a shift in the ECHR judgements, which suggests that there may be a change in the Court's approach to the protection of freedom to manifest one's belief. Professor Martínez-Torrón appears to consider the shift as one yet to be embedded or become consistent enough to signal an openness on the ECHR's part to adopting a deeper comprehension of religious or ideological pluralism. This makes the lack of justifications for the traditional approach increasingly worrying.

Julie Maher, on the other hand, makes the case that the Court has made a clear, unambiguous development away from this previous body of law. An example for this development can be found in the case of *Eweida and Others*.

Eweida and Others ascertains that a manifestation of religion does not require the act in question to be a duty mandated by religion. In the aforementioned case, acts of worship forming part of the practice of a religion or

belief in a generally recognised form were named as an example of the type of acts which may be considered manifestations of religion. However, the Court went on to acknowledge that "the manifestation of religion is not limited to such acts". Instead, the key question devised by the Court and to be answered is whether "a sufficiently close and direct nexus" between the act and the underlying belief can be determined on the facts of each case.

The danger of a discriminating Court: why a wider approach is more consistent with the Court's role as a neutral arbiter

It is submitted that this latest development in the case law and a more inclusive approach to interpreting a "manifestation" must be preferred since it overcomes the shortcomings and criticisms associated with the traditional interpretation of Article 9.

The courts have faced recurring criticism over the manner in which Article 9 disputes have been adjudicated on. These criticisms essentially assert that questions concerning the "centrality" of a particular practice or belief are almost inevitably subjective and are therefore incompatible with the Court's objective approach.

The State's duty of neutrality and impartiality is incompatible with any power of the State to assess the legitimacy of religious beliefs or the ways in which those beliefs are expressed. Professor Martínez-Torrón describes the Court's approach in the twin judgements of *Efstathiou v. Greece* (1996) and *Valsamis v. Greece* (1996) as a "gross mistake". In these cases, the Court substituted the conscience of the applicants with its own objective judgement defining what was reasonable for them to believe and therefore a manifestation. Ac-

cording to Professor Martínez-Torrón, it is "unacceptable for a secular court to determine which beliefs are reasonable or consistent, and which are not, from an 'objective' point of view."

In her research, Professor Carolyn Evan's points out that forms of manifestation and the weights attached to them vary across religious beliefs. Therefore, it could be assumed that the particular words of Article 9 were fashioned to be representative in this regard rather than being exclusive.

The restrictive approach to manifestations also has the effect of discriminating against beliefs that have no particular authority or binding set of rules but that one could still consult in order to form a view on what is or is not mandated by the particular belief. This narrow interpretation of "manifestation" also increases the detriment of members of religious groups who do not agree with all of the generally recognized or practiced teachings of their particular religion.

Research has also brought to light that judgements involving non-Christian religions may deal with claimants in an unsympathetic or problematic fashion. Acts that may be of little relevance to Christianity, but which can be important to people of other religions are faced with the risk of being treated unfavourably. This can most notably be observed in the case law that has come before the Court in relation to the hijab. In the case of *Dahlab v. Switzerland* (2001), the Court went so far as to say the following about an Islamic religious practice:

"It therefore appears difficult to reconcile the wearing of an Islamic headscarf with the message of tolerance, respect for others and, above all, equality and non-discrimination..."

Professor Evans points out how such judicial reasoning relies on stereotyping and generalizing both, Muslim women and Islam.

The previous role of the Court in determining what is and is not necessary or reasonable in regard to the belief of an applicant increases the potential that those religious rites or practices with which the members of the Court are most familiar or feel most comfortable with will be treated more favourably. While this essay cannot provide an exhaustive account of all the criticisms associated with the traditional approach of the Court, it has, so the author hopes, made a sufficiently strong case for the understanding that a subjective, inclusive approach to "manifestation of religion or belief" is more appropriate to a pluralistic society like ours.



Meinungsfreiheit als Ausrede für verbale Eskapaden

Warum die Kommunikation in Politik und Bevölkerung Grenzen überschreitet

Stück Scheiße“, „Sondermüll“ und „altes grünes Drecksschwein“ sind nur ein paar der Ausdrücke, welche die Grünen-Politikerin Renate Künast über sich ergehen lassen muss. Laut Urteil des Landgerichtes Berlin vom 09.09.2019 seien dies „keine Diffamierungen der Person“, die Aussagen würden vielmehr Sachbezug aufweisen. Beleidigungen gegenüber Politikern sind nichts Neues oder Sonderbares. Dennoch scheinen sie neue Dimensionen anzunehmen und sich der Umgang mit ihnen zu verändern. Doch auch der Umgangston unter den Politikern selbst schlägt einen unprofessionellen Weg ein. Dass sich die Art und Weise, wie über Menschen und Themen gesprochen wird, verändert, lässt sich dabei nicht nur in Deutschland, sondern auch international feststellen. Wenn sich Staatsoberhäupter in der Öffentlichkeit sexistisch äußern oder ganze Bevölkerungsgruppen diskreditieren, ohne dass ihnen mehr als eine kurze Welle des Entsetzens entgegen schwappt, dann zeichnet sich ab, wie schnell man sich in einer Negativspirale des gegenseitigen Umgangs, auch auf nicht-politischer Ebene, befindet und wie widerstandslos dies hingenommen wird. Wenn sich Menschen in wichtigen öffentlichen Ämtern in Ausführung ihrer Arbeit benehmen, als würden sie sich freitagabends an ihrem Stammtisch außerhalb der öffentlichen Wahrnehmung äußern, dann ist es nicht überraschend, wenn sich der Umgang innerhalb der übrigen Zivilbevölkerung verändert. Es erscheint dadurch immer schwieriger, die Grenze zwischen freier Meinungsäußerung, Beleidigung und Diffamierungen aller Art zu ziehen.

Grenzenlose Meinungsfreiheit

Die Meinungsfreiheit ist in Artikel 5 Grundgesetz garantiert, jedoch nur in den Grenzen des Artikel 5 Absatz 2. Wo diese verlaufen, scheint jedoch zunehmend unklar. Grundsätzlich ist eine Meinung im Sinne von Artikel 5 ein persönliches Werturteil, das jeder in Wort, Schrift und Bild frei äußern und verbreiten darf. Eine Meinung kann also weder richtig noch falsch sein und kann in den verschiedensten Formen kundgetan werden. Doch wann erreicht die Meinungsfreiheit ihre Grenze? Sie kann beispielsweise durch Gesetze eingeschränkt werden, welche die Ehre eines Menschen schützen. Dazu zählt auch der Beleidigungsparagraf § 185 Strafgesetzbuch.

Die Entscheidung des Berliner Landgerichtes bezüglich der Beschimpfungen gegenüber Renate Künast wurde scharf kritisiert. Das Gericht nahm an, dass die Beleidigungen gegen die Politikerin in dem sozialen Netzwerk Facebook, unter anderem „Drecks Fotze“, „haarscharf an der Grenze des von der Antragstellerin noch Hinnehmbaren“ lägen.

Eine Anwaltskanzlei erstattete daraufhin gegen den Richter des Berliner Landgerichtes Strafanzeige wegen Rechtsbeugung und erhielt dafür viel Zuspruch. Die rechtlichen Bedenken sind evident: Was fällt unter den Tatbestand der Beleidigung, wenn nicht solche Aussagen? Frau Künast ist zwar Person des öffentlichen Lebens, sodass ein berechtigtes Interesse besteht, an ihrer Person Kritik zu üben. Das kann gleichwohl nicht

bedeuten, dass sie auch Beleidigungen über sich ergehen lassen muss. An dem Urteil des Landgerichts ist vor allem problematisch, dass Menschen sich in ihren verbalen Eskapaden legitimiert sehen und dadurch in ihrer Wortwahl noch extremer werden.

Abgeordnete berichten vermehrt von extremen Hassmails, die weit unter die Gürtellinie reichen und von öffentlichen Kommentaren, die die Grenzen von Recht und Anstand weit überschreiten. Sie haben meist nicht mehr viel mit ihrer Arbeit in der Politik zu tun, sondern dienen lediglich der negativen Stimmungsmache. Grünen-Politikerin Claudia Roth berichtete der Berliner Zeitung etwa von regelmäßigen Hassmails, in denen extreme Gewaltszenarien an ihrer Person beschrieben würden. Um damit umzugehen, veranstaltete sie mit Kolleginnen, die ihr Schicksal teilten, „Hate-Slams“, in denen sie sich gegenseitig die erhaltenen Nachrichten vorlesen würden.

Die sozialen Medien machen es den Menschen mit anonymen Profilen zudem leicht, nicht nur ihre Meinung zu äußern, sondern auch ungehindert die persönliche Integrität anderer anzugreifen, ohne dafür zur Rechenschaft gezogen zu werden. Zu beobachten ist jedoch auch, dass die Nutzer sozialer Medien zunehmend unter ihren richtigen Namen agieren. Die Hemmschwelle, im Internet extreme Töne anzuschlagen und andere Menschen dadurch auf das Übelste zu beschimpfen, sinkt also merklich. Die entsprechenden Nutzer halten ihre Art sich zu äußern inzwischen für unproblematisch.

Dies sorgt dafür, dass auch für Menschen, die einen respektvollen Umgang miteinander pflegen, eine solche Ausdrucksweise immer normaler wird. So schleicht sie sich langsam aber stetig in den gesellschaftlichen Diskurs ein.

Eine Erklärung für dieses Phänomen könnte sein, dass sich die Menschen berechtigt sehen, ihre Ansichten auf extreme Weise kundzutun: Sie sind von deren Richtigkeit überzeugt und wollen mit ihren Aussagen polarisieren, weil dies der Verbreitung ihrer Ansichten zuträglich ist. Es ist nur logisch, dass bei der Vielzahl an Kommentaren unter verschiedensten Beiträgen diejenigen die meiste Aufmerksamkeit generieren, die Grenzen überschreiten und Konfliktpotenzial schaffen. Dies geht zu Lasten eines konstruktiven, zielorientierten Austauschs und intensiviert die verbale Aggression. Wer laut brüllt, kann nur mit noch lauterem Gebrüll übertönt werden. Das Urteil zum Fall Künast bestärkt also den respektlosen Umgang und legitimiert die Überschreitung der rechtlichen Grenzen, da diese ausgehebelt erscheinen. Es bestätigt, dass man mit den schlimmsten Beschimpfungen um sich werfen kann, ohne mit rechtlichen Konsequenzen rechnen zu müssen.

Schlechte Vorbilder

Verbale Ausuferungen finden sich jedoch nicht nur im Verhältnis zwischen Bürgern und Politikern. Auch innerhalb des Deutschen Bundestages und außerhalb des Internets beklagen einige Abgeordnete den zum

Teil grenzwertigen Tonfall untereinander. Die Bundestagsvizepräsidenten Wolfgang Kubicki (FDP) und Claudia Roth (Bündnis 90/Die Grünen) beschrieben in einem Interview mit dem Kölner Domradio Ende 2018 eine radikale Veränderung der Umgangsformen innerhalb des Bundestages im Vergleich zu vorherigen Sitzungsperioden. Nicht nur die Zwischenrufe der Abgeordneten innerhalb der Sitzungen würden respektloser, sondern auch die Art und Weise, wie teils über Themen gesprochen werde, und welche Worte dabei gewählt würden, erscheine grenzwertig. Allen voran die AfD steht in der Kritik. Die AfD-Fraktionsvorsitzende Alice Weidel wurde beispielweise kritisiert für ihre Aussage, „Burkas, Kopftuchmädchen und alimentierte Messermänner und sonstige Taugenichtse“ trügen nicht zur Sicherung von Wohlstand, Wirtschaftswachstum und dem Erhalt des Sozialstaates bei. Sie erhielt dafür einen Ordnungsruf. Ein solcher kann vom Bundestagspräsidenten gegen Abgeordnete verhängt werden, sofern deren Aussagen die Ordnung oder die Würde des Bundestages verletzen.

Auch die Äußerung des Parteivorsitzenden der AfD, Alexander Gauland, der Nationalsozialismus sei lediglich ein „Vogelschiss in über 1.000 Jahren erfolgreicher deutscher Geschichte“, brachte der AfD etliche entsetzte Reaktionen ein. Nach Ulrich Schellenberg, dem Präsidenten des Deutschen Anwaltsvereins, bewege sich auch diese Aussage an der Grenze zur Strafbarkeit. Obwohl Gauland bereits in der Vergangenheit provokante und teilweise rassistische Aussagen tätigte, reichte eine nachträgliche Relativierung seiner Aussage aus, um die Gemüter zu beruhigen. Da sich verschiedene Mitglieder der AfD immer wieder extrem und grenzwertig bezüglich ähnlicher Themen, unter anderem in Bezug auf die Flüchtlingspolitik, äußern, scheint dies von der Öffentlichkeit zunehmend akzeptiert zu werden. Allgemeines Entsetzen scheint als Rüge zu genügen. Diese Entwicklung hat

zur Konsequenz, dass Teile der Bevölkerung in dem verhältnismäßig geringen Widerstand gegen solche Aussagen ebenfalls eine Legitimation sehen, die sie in ihrer eigenen Art der „Meinungsäußerung“ erneut bestärkt. Je öfter etwas gesagt wird, desto weniger schockiert es, bis es schlussendlich als normaler Teil der öffentlichen Meinung akzeptiert wird.

Das erschreckende Endstadium des Verfalls von Anstand und respektvollem Umgang spiegelt sich im 45. Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika wider. Als Donald Trump seine Präsidentschaftskandidatur bekannt gab und 2015/16 Wahlkampf betrieb, gab es viele Zweifler, die nicht im Ansatz damit rechneten, dass es sich bei ihm um den neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten handeln könnte. Ein Mann, dessen Wahlspruch auch „grab them by the pussy“ hätte sein können und der dennoch eine reale Chance auf das Amt hat? Niemals. Heute hat sich Trumps Art zu reden ebenfalls in die öffentliche Landschaft eingefügt, genauso wie seine nächtlichen Twitter-Eskapaden. Er nutzt seine ihm eigene Rhetorik gezielt als Stilmittel in seinen Reden und findet damit offensichtlich in großen Teilen der Bevölkerung Anklang. Präsident Trump verkündete Ende Oktober 2019, dass Abu Bakr al-Baghdadi, der Anführer der Jihadistenmiliz „Islamischer Staat“ (IS), bei einem US-Angriff in Syrien getötet worden sei. Dabei beschrieb er den Ablauf so, als würde er einen neu erscheinenden Action-Film bewerben wollen. Al-Baghdadi habe „gewinselt, geweint und geschrien“, er sei „wie ein Hund gestorben“ und es sei großartig gewesen, „als ob man einen Film schaut“. Ohne zu vergessen, welch abscheuliche Taten der „Islamische Staat“ zu verantworten hat, scheint es dennoch für den politischen Anführer eines Landes niemals angemessen, sich öffentlich derart zu äußern. Zudem konnte der amerikanische Verteidigungsminister Mark Esper die Ausführungen des Präsidenten nicht einmal bestätigen. Es wundert also kaum, dass sich der Um-

gang innerhalb der Zivilbevölkerung verschlechtert, wenn bereits Amtsträger und Vorbilder ein solches Verhalten an den Tag legen. Wenn der Präsident oder der Abgeordnete so redet, wieso sollte ich das nicht auch dürfen?

Auswirkungen auf die Jugend

Die Bevölkerung orientiert sich an in der Öffentlichkeit stehenden Personen, seien es Sportler, Schauspieler, Musiker oder eben Politiker. Vor allem Kinder sind leicht zu beeinflussen. Einige öffentliche Personen scheinen sich ihrer Verantwortung nicht bewusst zu sein. Im Sommer 2016 veröffentlichte der Bayerische Lehrer- und Lehrerinnenverband (BLLV) das Manifest „Haltung zählt“, in welchem unter anderem vor der zunehmenden Aggressivität in der Sprache und den Umgangsformen gewarnt wurde. Simone Fleischmann, Präsidentin des BLLV, beschrieb in einem Interview mit dem Goethe Institut im November 2016, dass sich das Vergreifen in der Wortwahl mancher Politiker negativ in der Schullandschaft abbilde. Die Schule sei ein Spiegelbild der Gesellschaft und werde merklich von politischen Auseinandersetzungen und dem Umgang mit bestimmten Themen geprägt. Scharfe verbale Auseinandersetzungen in der Politik übertrügen sich schnell auf die Elternhäuser, die Kinder bekämen dies mit und trügen die Konflikte auf Schulhöfe und in die Klassenzimmer. Durch die Verrohung der Sprache seien demokratische Prozesse für Kinder nicht mehr spürbar, so Fleischmann. Kinder lernen von dem, was sie sehen und erleben, und werden sowohl von ihrem Elternhaus als auch von verschiedenen Medien maßgeblich beeinflusst. Auf diese haben Kinder über Handys und andere internetfähige Geräte jederzeit Zugriff. Smartphones, Tablets und Laptops lassen sich aus dem Leben der Kinder nicht mehr wegdenken, sie dürfen aber auch nicht zum Ursprung allen Übels gemacht werden. Durch den uneingeschränkten Zugriff auf jegliche Art von Informationen bleibt es

zwar nicht aus, dass Kinder leichter in Kontakt mit verrohter Sprache kommen und diese, je öfter sie sie erleben, auch irgendwann selbst übernehmen. Die Lösung kann aber nicht sein, Handys oder soziale Medien als Sündenbock für den Verfall der Sprache anzusehen. Manch sexistisches oder rassistisches GIF mag es rechtfertigen, den Kindern das Handy aus der Hand zu reißen. Man sollte jedoch vielmehr die Leute zur Verantwortung ziehen, die für die Inhalte verantwortlich sind. Vielen Erwachsenen fällt es schwer, sich nicht von Umwelteinflüssen leiten zu lassen. Kinder wiederum sind noch anfälliger und müssen vor diesen geschützt werden, indem wir entsprechende Inhalte in solch ausgeprägter Form gar nicht erst entstehen lassen oder sie wenigstens nicht uneingeschränkt von der Gesellschaft anerkannt werden.

Je aggressiver und hemmungsloser eine Konversation verläuft, desto eher besteht die Möglichkeit, dass sich eine Person übermäßig provoziert fühlt und der Konflikt sogar in Gewalt endet. Zwar sind Konflikte nicht grundsätzlich etwas Schlechtes, sondern können konstruktiv sein und müssen auch nicht zwangsläufig gewalttätig enden. Wenn aber bereits die Art und Weise, wie wir miteinander und übereinander reden, extreme Ausmaße annimmt und diese immer grenzenloser zu werden scheint; wenn wir Personen an der politischen und gesellschaftlichen Spitze akzeptieren, die sich ausdrücken, als hätten bestimmte Menschenleben einen geringeren Wert als andere; wenn wir sagen, was wir wollen, weil das nun mal unser Recht aus Artikel 5 des Grundgesetzes sei und uns dafür auch scheinbar keine rechtlichen Konsequenzen drohen, dann dürfen wir uns auch im Nachhinein nicht beschweren, wenn sich unsere Kinder daran ein Beispiel nehmen und unser Fehlverhalten ausreizen – bis es eskaliert.

.....
Kim Katya Jansen

- Johannes Gutenberg-Universität Mainz -

Heimat

Zwischen Entfremdung, Vertrautheit und Mythos

Der Heimatbegriff hat derzeit wieder einen hohen Stellenwert im politischen, sozialen und literarischen Diskurs Deutschlands. Als ein schwieriges Gefühl (Spiegel), ein Phantomschmerz (Christian Schüle), eine „emotionale Verbindung eines Individuums mit seiner Umgebung“ (Costadura und Ries) sowie als Namensgeber für ein neues Ministerium tritt der Begriff Heimat aktuell in Erscheinung. Heimat bleibt uns wichtig, im Positiven wie im Negativen. Sie birgt in Deutschland zugleich ein politisches Erbe, das Ängste vor der Beschmutzung mit dem Nationalsozialismus auslöst. Eine verstärkte Sehnsucht nach Heimat trifft auf das Unbehagen vieler Menschen am Gebrauch des ideologiegetränkten Begriffes, auch in der Wissenschaft. Es besteht eine Spaltung zwischen der ritualisierten Abwendung vom Heimatbegriff und der drängenden Suche Einiger nach Heimat in einer vernetzten Welt. Um die-

ses Spannungsfeld auszuleuchten, beginnen wir mit einem Blick auf die Begriffsgeschichte der Heimat. Anschließend wollen wir den Heimatbegriff aus soziologischer Perspektive erklären, um so ein Konzept von Heimat zu entwickeln, das heute noch tragfähig ist.

Zur Begriffsgeschichte der Heimat

Vor dem 19. Jahrhundert wurde der Hof, das Haus und das Gut, als Ausdruck des Besitzes als Heimat verstanden. Damit bezog sich der Begriff auf einen lokal stark eingegrenzten Gegenstand und ein Besitzverhältnis. Seit dem 19. Jahrhundert lässt sich eine Expansion der Bedeutung von Heimat feststellen, zunächst auf die Lokalgemeinde und schließlich bis zu den Staatsgrenzen. Zunächst trägt der bürgerliche und im späten 19. Jahrhundert auch der völkische Heimatbegriff mit Abstraktionen wie einer gemeinsamen Natur und

dem einigen Vaterland zum Aufblähen der Heimatsemantik bei. Diese Entwicklung führt weg von Verankerungen der Heimat in persönlichen Erfahrungen und hin zum Anschluss des Einzelnen an eine Massenbewegung, die im nationalsozialistischen Versuch gipfeln sollte, Volk und Heimat zusammen zu schweißen. Nach dem zweiten Weltkrieg führten Heimatfilme in den 1950er Jahren und die aktive Aneignung von Heimat der Umweltbewegung der 1970er und -80er Jahre zu einer Aktualisierung des Begriffs. Es gibt zwei Pole der Begriffsverwendung von Heimat: Einer, der die aktive Aneignungskraft der Menschen betont, die sich ihre Umgebung selbst formen und sich neue Orte zu Heimaten machen können. Und einen anderen, reaktionären Pol, der nur die „Verwurzelung“ der Individuen in ihre als schicksalhaft angesehene Umgebung und Kultur gelten lässt.

Entfremdung und Sozialisation

Wir greifen auf das Konzept der Entfremdung zurück, um das Verhältnis zwischen Individuum und Heimat zu beschreiben. Entfremdung entsteht bei mangelnder Aneignung: Bei letzterer handelt es sich um einen Prozess, bei dem der Mensch erlernt, was Heimat ist, auch indem er sie formt und reproduziert. Hier lässt sich von Beheimatungsfähigkeit sprechen. Ein solcher Aneignungsprozess schafft Vertrauen. Gelingt er jedoch nicht, tritt ein Zustand ein, der in der Soziologie als Entfremdung bezeichnet wird. Es entsteht ein Missverhältnis, das durch ein subjektives Leid gekennzeichnet ist, welches sich von außen nur sehr unscharf beschreiben lässt.

Die ersten Heimaterfahrungen dienen gewissermaßen als Blaupause für alle kommenden Heimaterfahrungen: Um sich in neuen Lebenskontexten zu beheimaten,

Fortsetzung auf Seite 18

Fortsetzung von Seite 17

sieht das Subjekt die aktuelle Situation im Spiegel früherer Heimerfahrungen. Misslingen solche Verknüpfungen des sozialen Feldes mit diesen sogenannten inneren Heimatrepräsentanzen entsteht Entfremdung und es gibt es auch wenige Möglichkeiten des vertrauensvollen Kontaktes zu anderen Menschen. Indifferenz und Depressionen können folgen. Insofern kommt dem Prozess der Heimat-Aneignung eine kritische Rolle für die Sozialisation insgesamt zu.

Sozialisation im heimatlichen Feld

Kinder entwickeln bereits sehr früh ein Konzept von Heimat. Es setzt sich zunächst aus bildlichen (präsentativen) und dann aus sprachlichen (diskursiven) Anteilen zusammen. Die frühen Erfahrungen des Kindes führen zu mentalen Repräsentanzen von Aktivitäten und Beziehungen – Erfahrungen werden so abgelagert. Gerüche, Stimmen und spezifische Dinge werden dadurch zu individuellen Symbolen. Mit diesen lässt sich später die äußere Umwelt wieder aneignen. Sie verdichten sich aus den frühesten Erfahrungen zu einem Heimatgefühl. Es kommt zu einer Vergegenständlichung im Inneren, deren anderes Ende die symbolisierten Objekte, Begebenheiten und Personen bilden. Spezifische Felder in einer bestimmten sozialhistorischen Situation schreiben ihre eigenen Muster der Befriedigung in die subjektive Heimerfahrung ein. Jedoch ist die Beheimatung in neuen und veränderten gesellschaftlichen Feldern zunächst oft anstrengend. Einem Neuling fehlt anfangs der praktische Sinn (Bourdieu) für das Feld. Er kann nicht auf die Symbole des Feldes zurückgreifen, weil er sie noch nicht kennt. Andererseits bieten eigene Heimerfahrungen und die dazugehörigen Symbole keine Orientierung, weil sie sich auf die neuen Felder möglicherweise nicht übertragen lassen. Ein Kurzschluss besteht nun darin, die eigene Erfahrung von Heimat zu verwerfen und durch sogenannte „Schablonen“ (ein Konzept von Alfred Lorenzer) zu ersetzen. Im 21. Jahrhundert dienen beispielsweise Markenlogos und Waren als Schablonen: Sie sind Symbole, die Heimat in ihrer Qualität aber nur unzureichend repräsentieren. Der Rückgriff auf solche Schablonen führt zu einer problematischen Aneignung, es kommt zu Entfremdung. In dieser schablonenanhaften Aneignung besteht die Gefahr von Ideologien, wie dem Rechtsextremismus.

Heimatvertrauen

Ebenfalls früh in seiner Sozialisation lernt das Kind zu vertrauen. Es vertraut beispielsweise darauf, dass die ersten Bezugspersonen es nicht allein lassen, wenn es nach ihnen ruft. Die Vorstellung einer vorhersehbaren Zukunft gibt Kindern die Sicherheit, die sie brauchen, um etwa alleine spielen zu können. Um solche spezifischen Interaktionsmuster auf weitere soziale Kontakte ausdehnen zu können, muss sich Vertrauen entwickeln – auch auf gesellschaftlicher Ebene. Ähnlich wie die Heimat bleibt es an einen lokalen Kontext gebunden und nimmt ideologische Züge an, wenn zu sehr davon abstrahiert wird. Eine Betrachtung des Vertrauens sollte deshalb immer eine Betrachtung konkreter sozialer Verflechtungen sein. Ein Grund für die Expansion des Vertrauens in immer weitere Bereiche der Gesellschaft hinein besteht in seiner Offenheit und beidseitigen Kündbarkeit. Erstens lässt sich innerhalb

von vertrauensvollen Beziehungen der Bereich gegenseitigen Vertrauens erweitern. Es lassen sich zweitens auch neue Personen zu Vertrauenskreisen hinzuziehen. Beides geschieht, ohne dass eine äußere Instanz bestimmt, wo die Grenzen gegenseitigen Vertrauens liegen. Limitierungen des Vertrauens werden subjektiv von den Vertrauenden gezogen und selten offen ausgesprochen. Sie können etwa an einem Gefühl festgemacht werden oder an symbolischen Kontrollen der Beziehung und sind manchmal den Vertrauenden selbst nicht bewusst.

Bis ins 19. Jahrhundert hinein war in Deutschland an den Ausstieg aus Vertrauensverhältnissen und an ihre Bindung an Bedingungen (Konditionalität) nicht zu denken. Zumeist beherrschte eine Semantik der Treue das Vertrauensverständnis. Mit ihr waren Vertrauensverhältnisse vielmehr durch Einseitigkeit und Gefolgschaft gekennzeichnet. Die Formbarkeit sozialer Beziehung durch Vertrauen führt dagegen über institutionelle Grenzen hinweg. Der Zusammenhang zwischen beiden Formen wird deutlicher, betrachtet man Vertrauen als Prozess sozialer Verflechtung. Stabilisieren sich Vertrauensbeziehungen, so werden sich Vertrauende zu Vertrauten. Es entstehen gemeinsame Symbole, Denkräume und Spielräume für Kooperation. Die gegenseitige Vertrautheit schafft eine Grammatik für die Erweiterung und Vertiefung einer Vertrauensbeziehung. Im Kontext der Vertrautheit können Vertrauensverhältnisse aber auch erstarren, vereinseitigen und Abhängigkeiten erzeugen. Ein Umschlag des Vertrauens in die Treue findet statt, wenn Konditionalität und beidseitige Kündbarkeit in Vergessenheit geraten. Das Vertraute und das Heimatliche liegen dicht beieinander. Wird in die eigene Beheimatungsfähigkeit nicht mehr vertraut, etwa aufgrund einer Verdinglichung derzeit gegebener vertrauter Bedingungen, bleibt nur die Versteifung auf eine Heimat, die möglicherweise nur in der Vergangenheit noch existiert. Wenn es im Sinne der Treue nie genug ist mit der Heimat, kann kein Vertrauen in ein subjektiv gelingendes Verhältnis zur Heimat entstehen.

Heimat-Mythen

In der Regel verbinden die Subjekte Heimat neben sinnlichen Eindrücken mit ganz bestimmten Erzählungen. Diese Erzählungen fassen wir als Mythen auf, denn sie haben einen fundierenden und gemeinschaftsstiftenden Charakter. Erst durch sie können die individuellen Heimatrepräsentanzen zu sozialen Kollektivheimaten werden, über die man sich austauschen kann. Damit verknüpft ist das Phänomen der Erinnerung an die Heimat(-mythen), durch die Heimatrepräsentanzen erst Dauer erhalten. Diesem werden wir uns mit Hilfe des Konzepts des kulturellen Gedächtnisses nähern. Die Subjekte arbeiten am Mythos, indem sie aus ihren eigenen Erfahrungen schöpfen oder indem sie an Schablonen anschließen. Diese Schablonen können zum Beispiel politische Mythen sein, die eine bestimmte Ideologie befördern. Immer größere soziale Einheiten können mit ihnen zu einer gemeinsamen Heimat zusammengeschlossen werden. Dabei besteht die Gefahr, dass erfahrene Differenzen wie lokale Dialekte oder unterschiedliche Werte negiert werden und Gemeinsamkeiten übermäßig betont werden. Auch kann der Mythos einer “na-

türlich” gegebenen Heimat entstehen, der Heimat einzig als starres und vor Anderen zu schützendes Territorium versteht. Dann kommt es zu ungerechtfertigten Prozessen des sozialen Ausschlusses, die sich gegen „Fremde”, Flüchtlinge oder Ausländer richten.

Um die Pole der Heimat zwischen konkreter Erfahrung und abstraktem Mythos zu veranschaulichen, werden wir auf zwei Möglichkeiten der Bildung von Heimat eingehen. Als erstes vergegenwärtigen wir uns eine Gruppe von Kindern, die sich regelmäßig im Wald treffen, um dort zu spielen. Im Wald machen sie gemeinsame Erfahrungen, über die sie sich später im symbolischen Medium der Sprache verständigen können. Sie beschließen ein Baumhaus zu bauen und eignen sich den Ort immer mehr an. Durch die gemeinsamen Spielerfahrungen vertrauen sie sich auch immer mehr und der Ort wird zu ihrer gemeinsamen Heimat. 20 Jahre später kommen die Individuen an diesen Ort ihrer Kindheit zurück. Das alte Baumhaus steht noch da und sie sprechen mit einem wohligen Gefühl über die Erinnerungen an die gemeinsamen Erfahrungen miteinander. Neben anderen Orten, die sich die Individuen angeeignet und zu Orten des Vertrauens gemacht haben, ist der Ort im Wald zum Teil ihrer Heimatrepräsentanz geworden. Jan Asmann nennt solche Orte der Erinnerung Mnemotope. Er unterscheidet bei der kollektiven Erinnerung zwischen dem kommunikativen Gedächtnis, das individuelle Erfahrung voraussetzt und dem kulturellen Gedächtnis, als Ort, der eine kulturelle Gemeinschaft konstruiert.

Hierfür wählen wir das Brandenburger Tor aus, denn es steht wie kaum ein anderer Ort für Deutschland und die Heimat der Deutschen. Trotzdem hat ein nicht unbeträchtlicher Teil der Deutschen an diesem Ort keine konkreten Erfahrungen gemacht. Aber die geschichtlichen Mythen, die von Generation zu Generation weitergegeben werden, lassen ihn für viele als Teil ihrer deutschen Heimat erscheinen. Kollektive neigen dazu, unschöne Ereignisse wie die Fackelzüge der Nationalsozialisten nicht mit dem Brandenburger Tor zu assoziieren. Ruhmreiche Momente wie die Feiern zur Deutschen Einheit werden hingegen stärker betont. Bei der Konstruktion einer nationalen Heimat werden auch oftmals historische Brüche geglättet. Das Brandenburger Tor wurde im Königreich Preußen erbaut und trotzdem wird es heute zum Vorläufer des vereinten Deutschlands stilisiert. Damit wird eine höchst abstrakte kollektive Identität aufgebaut, die Gefahr läuft, Heimat als etwas rein naturgegebenes zu deklamieren.

Die Heimatrepräsentanz besteht aus Elementen des kommunikativen und des kulturellen Gedächtnisses. Überwiegen allerdings Elemente des letzteren, führt das zu einer starren Heimatrepräsentanz, die individuelle Erfahrung und Offenheit gegen Schablonen austauscht, um sich einer imaginären Gemeinschaft zugehörig zu fühlen. Dagegen können bessere Möglichkeiten der Symbolisierung und eine Beschäftigung mit der Adäquanz der eigenen Heimatrepräsentanz helfen.

Starr-mythologische vs. offene Heimat

Leider scheint es so, dass die Entfremdungserfahrungen zunehmen und damit das Vertrauen vieler Menschen in die

Zukunft erschüttert ist. Die gegenwärtig starken politischen Fürsprecher autoritärer, völkischer und rassistischer Positionen propagieren ein stark mythisch aufgeladenes, starres Heimatkonzept. Flucht, Umweltkatastrophen, ökonomische, politische und weitere globale Missstände drohen von einem Diskurs der nationalen Identität zugedeckt zu werden, der einen starren Heimatbegriff befeuert. Es ist nötig, diesen Vorstellungen ein anderes Heimat-Konzept entgegenzusetzen, das auf die Aneignungs- und Gestaltungskraft der Individuen setzt. Dafür müssen Möglichkeiten zur Reflexion in den sozialen Feldern geschaffen werden und demokratische Partizipationsmöglichkeiten ausgebaut werden. Ein Rückbezug auf die konkreten Heimerfahrungen, die in der Sozialisation der Individuen ihren Ursprung haben, und ein Austausch zwischen den „Fremden“ und „Alteingesessenen“ müssen gefördert werden. **Denn nur so kann die Einsicht wachsen, dass gerade das Fremde eine Voraussetzung für die eigene Heimat ist.**

„Wenn die feste Ordnung des Eigentums, die mit der Seßhaftigkeit gegeben ist, die Entfremdung der Menschen begründet, in der alles Heimweh und alle Sehnsucht nach dem verlorenen Urzustand entspringt, dann ist es doch zugleich Seßhaftigkeit und festes Eigentum, an dem allein der Begriff von Heimat sich bildet, auf den alle Sehnsucht und alles Heimweh sich richtet. Die Definition des Novalis, derzufolge alle Philosophie Heimweh sei, behält recht nur, wenn dies Heimweh nicht im Phantasma eines verlorenen Ältesten aufgeht, sondern die Heimat, Natur selber als das dem Mythos erst Abgezwungene vorstellt. Heimat ist das Entronnensein. Darum ist der Vorwurf, die homerischen Sagen seien jene, ‚die der Erde sich entfernen‘, eine Bürgschaft ihrer Wahrheit. ‚Sie kehren zu der Menschheit sich.‘ Die Versetzung der Mythen in den Roman, wie sie in der Abenteuererzählung sich vollzieht, verfälscht nicht sowohl jene, als daß sie den Mythos mitreißt in die Zeit, den Abgrund aufdeckend, der ihn von Heimat und Versöhnung trennt“ (Adorno & Horkheimer in ihrem Buch “Dialektik der Aufklärung” aus dem Jahr 2004 auf Seite 86).

.....
Benjamin Schiff
Doktorand am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Goethe Universität/
Frankfurt

Dr. Jonas Wollenhaupt
Soziologe und Journalist

Julian Möhring
Doktorand am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Uni Frankfurt sowie
Psychosoziale Beratung in der Jugendwerkstatt Gießen in Kooperation mit der Familienpsychosomatik des Uniklinikums Gießen.

Mensch und Natur

Die Überwindung einer Trennung

Wenn wir über die Natur nachdenken, dann denken wir eine Trennung. Denn „die Natur“ erscheint uns in diesem Gedanken als etwas von uns Verschiedenes.

Wie aber gehen wir mit unserer eigenen Natürlichkeit um? Wir selbst sind Wesen „aus Fleisch und Blut“, wir atmen, essen, kurz: wir sind „Naturwesen“, die „auf unsere natürlichen Bedingungen verwiesen“ sind, wie es der Philosoph Kristian Köchy ausdrückt.

„Natur“, so Köchy, ist ein „Reflexionsbegriff“, der „stets ein menschliches Selbstverständnis sowie ein kulturell vermitteltes Verhältnis des Menschen zur Natur (auch der, die er selbst ist) zum Ausdruck bringt und insofern selbst kulturelle Setzung ist“.

Die Vorstellungen, die wir uns von „Natur“ machen, sind daher von dem Bedeutungsgeflecht „Kultur“ beeinflusst und so auch die Haltung, die wir gegenüber dem „Natürlichen“ einnehmen. Erscheint sie uns als heilige Mutter Erde? Ist sie uns Nahrungsquelle und Wasserspenderin? Verstehen wir sie als Objekt unserer Neugier (Naturwissenschaft)? Erleben wir sie als berechenbare Größe im Sinne einer Ressource für die Planung unseres Überlebens?

Es kann *die* eine Natur nicht geben, sondern stets nur ein Verständnis von Natur – woran die Wechselwirkung von Begriff und Begreifen, von unserer Zuschreibung und deren Auswirkung auf die Wahrnehmung des tatsächlichen Phänomens deutlich wird.

Natur wahrnehmen

Natur ist aber mehr als eine Einbildung, sie ist trotz dieses konstruktivistischen Aspekts mehr als ein Gedanken-Konstrukt. Das wird schon deutlich, wenn wir uns ganz einfach den Phänomenen zuwenden: Kassel. Eine schmale Straße, von Bäumen gesäumt. In einiger Entfernung der stete Verkehr einer großen Verkehrsader. Hier nur gedämpfte Geräusche. Der Boden: gepflasterter Gehweg. Daneben erdiger Untergrund. Darauf ein Basaltstein. Grashalme. Eine eingeschweißte Werbezeitschrift. Ein zerdrückter Zigarettentstummel. Daneben die Wurzeln eines Baumes. Der Wind weht ins Gesicht. Geruchsfetzen von Hundekot. Blick hoch in die Baumkrone: leicht wiegende Zweige. Eine Amsel singt ihr Lied. Dann fliegt sie in schneller und doch seltsam ruhiger Bewegung zum nächsten Baum. Ein Auto fährt vorbei. Irgendwo anders schlägt eine Autotür zu. Jemand bohrt, unsichtbar. Maschinen dröhnen. Ein Windhauch streift.

Was ist uns die Amsel und was die raschelnenden Blätter? Diese Phänomene sind „Natur“ – wenn wir, der klassischen Unterscheidung folgend, Natur als das „von selbst Wachsende“, und Kultur als das „durch menschliche Einwirkung Gemachte“ begreifen.

Was ist uns der Windhauch? Er ist schwieriger mit der obigen Definition einzufangen. Hier hilft der folgende Ansatz. Statt die Natur vom Kopf her zu verstehen, kann man den „Leib“ und die „leibliche Wahrnehmung“

in den Mittelpunkt der Annäherung setzen. So tut es der Psychiater und Philosoph Thomas Fuchs. Er versteht, im Anschluss vor allem an Merleau-Ponty und Hermann Schmitz, den Leib als das „Zentrum räumlichen Existierens“:

„Leiblichkeit ist ein nicht abgrenzbarer Modus unserer Existenz. Als ein Grundphänomen ist der Leib selbst an der Konstitution aller Phänomene mitbeteiligt – als ein gemeinsamer Stil, als ihre Färbung oder ihr Hintergrund. Die elementaren Strukturen leiblicher Regungen und Empfindungen, wie sie bereits der Säugling erfährt, kehren auf allen Ebenen des Wahrnehmens, Verhaltens, Fühlens und Denkens wieder. [...] Leiblichkeit ist die grundlegende Weise des menschlichen Erlebens.“

Der „Leib“ ist nicht der „Körper“: „Der Körper hört an der Haut auf; die Leiblichkeit aber breitet sich ‚ekstatisch‘ mit den erlebten Richtungen in den Umraum hinein aus; im unreflektierten Lebensvollzug erfüllen wir den ganzen Raum“, schreibt Fuchs.

Hier liegt ein Schlüssel zu unserer Wahrnehmung der Natur: Wenn wir unsere Leiblichkeit als Kern unseres Daseins verstehen, „unser eigenes leibliches und räumliches Ausgedehntsein“ letztlich als unsere „Teilhabe an der Welt“, dann erscheint Natur nicht als bloßes Gedankenkonstrukt, als „symbolisches Wortverständnis“, wie Husserl es nennen würde, sondern als erlebbares Phänomen.

Fuchs schreibt, „der Wuchs eines mächtigen Baumes, seine ausgreifende Richtung, Kraft und Lebendigkeit sind für uns nur erfahrbar ‚nach Art unseres Leibes‘“. Hermann Schmitz fasst es in seinen „Gestaltverläufen“ so zusammen: „In der Wahrnehmung einer Gestalt (eines steilen Bergaufschwungs, einer sanften Wölbung) spüren wir ihre Bewegungsanmutung und bilden ihren Verlauf leiblich in uns nach. [...] Einen Vogel mit weiten Schwingen durch die Luft fliegen zu sehen, heißt es ihm leiblich spürend gleich zu tun, wobei wir den rhythmischen Bewegungsverlauf in uns anklingen lassen.“

Es geht um die Empfindung der Natur, die wir selbst sind.

Die Bedeutung unserer Naturvorstellung für unser Handeln

Welche Auswirkung hat eine solche Auffassung von Natur auf politische und gesellschaftliche Zusammenhänge? Wenn „Natur“ in der ecuadorianischen Verfassung zum Rechtssubjekt ernannt wird, und in Neuseeland, Indien und Kolumbien Flüsse Rechte erhalten – welche Naturvorstellungen liegen dem zugrunde?

Kritische Stimmen werfen dem Versuch, die Natur nicht anthropozentrisch – als „Ressource“, oder „Funktion“ für den Menschen –, sondern als „Wert an sich“ oder als eigene „Entität“ zu entwerfen, vor, dass er letztlich auf Anthropomorphismen gegründet sei. Der Mensch forme seine Definition von „Natur“ ohnehin nach seiner eigenen



Illustration: Philip Heider

Vorstellung, eine „Natur an sich“ sei für uns nicht erkennbar.

Fuchs macht deutlich, dass Anthropomorphismen nicht zu vermeiden sind. Denn die Wahrnehmung einer „natürlichen Mitwelt“ setze voraus, das „Naturverwandte“ im Menschen selbst zu suchen und zu erfahren. Die Natur sei das „Leibverwandte“ in der wahrgenommenen Welt. Und doch sei diese „Verwandtschaft“ keine Fiktion. Es ist nach Fuchs nicht damit getan, diese Wahrnehmung der Natur als selbstherrliche Verklärung der Menschen abzutun, die sich selbst in ihre Umgebung projizierten. Stattdessen steht in der Leibphänomenologie die Leiblichkeit des Menschen gerade deshalb im Zentrum der Wahrnehmung, weil sie unseren Zugang zur Welt bildet, unsere Teilhabe an der Welt *wie sie ist*.

Wagt man es, diesem Ansatz zu folgen und beginnt zu *spüren*, so erschließt sich uns unsere natürliche Umgebung unmittelbar. Es bedarf dann keiner vermittelnden *Ratio*, nach der die Natur für uns erst aufgrund ihrer „Funktionen“ als Ressource und Lebensgrundlage relevant ist. Was bedeutet das? Kurz gefasst scheint mir in unserem Naturverständnis ein Grundstein für das zu liegen, was wir „Naturschutz“ nennen. Weiter gefasst geht es um die Art und Weise, wie wir unserer Umwelt begegnen – egal, ob in der Stadt, oder

auf dem Land. „Natur“ und „Naturschutz“ erfahren, zumindest gemessen an den Ressortkompetenzen einer Umweltministerin oder der Wichtigkeit, die wir einzelnen „Natur-Elementen“ – etwa im Rahmen eines Bauprojekts – zuschreiben, in unserer Kultur eine vergleichsweise nachrangige Bedeutung. Wie ist der Zusammenhang mit unserer eigenen Wahrnehmung? Welche Rolle spielt in unserer Naturwahrnehmung unser Gefühl für unsere eigene Leiblichkeit?

Dies sind lebendige Fragen, die – davon bin ich überzeugt – unsere Wahrnehmung und damit unser Handeln beeinflussen können.

.....
Jan Stey
- Alumnus der Bucerius Law School -

Der obige Text stellt einen kurzen Querschnitt aus der Masterarbeit des Autors im Studiengang „Philosophie der Wissenschaften“ an der Uni Kassel dar.

KUNST & KULTUR



Illustration: Philip Heider

HEIT

Hübsch, wie sie ist, etwas stimmt nicht mit meiner Uni. Sie schneidet unser Leben jedes Jahr aufs Neue in drei Teile. Ein Trimester schmiegt sich ans nächste. Sprachen, Wissen um Kunst und Kultur, Politik und Informatik – alles steht häppchenweise bereit, die Studentin muss es nur schlucken. 24 Stunden lang an sieben Tagen die Woche vom 01. Januar bis zum 31. Dezember liegt ihr die Bib zu Füßen, will ihr Wohn- und Arbeitszimmer sein. Niemand muss den Campus überhaupt je verlassen, für die Sportlichen gibt's den Sportraum, für die Verschwitzten die Dusche, für die Unausgeschlafenen den Schlafraum. Alkohol hat, wenn es ihn nicht umsonst im Rahmen der nächsten Abendveranstaltung gibt, das Café vorrätig, attraktive Gleichaltrige reckeln sich im Sommer auf der grünen Wiese, im Winter am Nebentisch in der „library“ – auch die Liebe und das Vergnügen lassen sich hier also finden. Alles glatt, alles sauber, alles perfekt. Besonders im Sommer... Ich aber schreibe im Dezember. Und mit dem Winter sind auch einige Menschen, die mir nahestehen, eingebrochen. Sie haben etwas gemeinsam: Sie sind mir besonders lieb. Auch deshalb, weil sie sich der Glätte dieser Uni von Anfang an widersetzt haben. Notgedrungen: Weil sie, um zu leben, ein oder zweimal die Woche aus der perfekten Campuswelt ausbrechen und für Geld arbeiten mussten. Aus der Überzeugung heraus: Weil sie eine Leidenschaft hatten, die diese Uni tatsächlich nicht befriedigen konnte, auch wenn sie es natürlich versucht hätte, hätte sie nur gewusst, dass sie in diesem Fall den eigenen Ansprüchen nicht entsprach, nämlich: all-umfassend zu sein, all-befriedigend. Also eingebrochen sind sie – ah, die Psyche!

Ja, die Psyche, ich glaub's auch. Oder ist es die Ermüdung, die körperliche Erschöpfung gewesen? Möglich wär's, denn es ist anstrengend, sich eine Leidenschaft zu erhalten, wenn sich ein so perfekter Umhang an Fürsorge um einen gelegt hat, der es einem nicht einmal in den „Ferien“ langweilig werden lässt, weil das nächste Vollzeitpraktikum längst organisiert ist – so eng und geschmeidig sitzt er, dass kein Stück mehr frei bleibt von dem Selbst des Studenten, wenn alles super läuft. Der Liebeskummer, der Streit mit den besten Freunden, die Versöhnung, die Wut über eine ungerechte Note oder einfach nur der falsche Fuß, mit dem der Student X an einem Morgen aufgewacht ist und deshalb die Tür zur Herrentoilette nicht aufgehalten hat wie sonst, obwohl Professor Z hinter ihm kam, den er somit verärgerte, sodass dieser ihn danach in der Vorlesung extra oft ungefragt drannahm und mit heimlichem Vergnügen vor den Kommilitonen bloßstellte, die allesamt wussten, dass X am Abend zuvor mit einer Austauschstudentin rumgemacht hatte – Professor Z wusste das übrigens auch – all dies lässt sich wunderbar in dieser kleinen Welt verhandeln und zur Schau tragen – „Familie“ nennen wir das liebevoll – wir sind hier wie eine Familie. Will eine also ausbrechen, auch nur ein paar Mal in der Woche oder bloß ein paar Mal im Jahr, so muss sie schon wirklich angestrengt an dieser Decke ziehen, die sich wie eine zweite Haut um sie gelegt hat. Es ist ein Weg den Berg hinauf, einfach mitmachen und alles mit der „Familie“ teilen wäre einfacher. Vernünftiger vielleicht. Aber, wie gesagt, etwas stimmt nicht mit dieser Universität... Alle sind fröhlich, alle lieben das Fach und die Professoren und all die Möglichkeiten, glücklich sind wir – glück – lich! Warum bricht also einer ein oder eine? Vielleicht haben sie bei all der Fürsorge keine Luft mehr bekommen oder das Atmen vergessen. Oder vergessen, dass es auch ein „Außerhalb“ dieses kleinen Kosmos gibt, das auch schön ist – wo nicht alle das Gleiche tun und für wichtig halten. Oder sie wussten es und sind daran verzweifelt, an dem schönen „Da Draußen“ nicht teilzuhaben. Wie ist das eigentlich, wenn man Freunde hat, die nicht wissen, wie oft und wie lange man am letzten Mittwoch in der Bib gesessen hat oder ob überhaupt und denen das auch vollkommen egal ist? Wie wäre das, mit jemandem feiern zu gehen, der nicht einmal weiß, was ein Staatsexamen ist?

Ich wünsche uns allen mehr Luft zum Atmen. Mehr Mut zu uns selbst, jedem Einzelnen, zu sich selbst zu stehen. Und mehr Freude am Leben. Dass wir es viel unerschämter auskosten. Und unserer Hochschule, dass sie es lernt, loszulassen. Denn Entwicklung ohne Freiheit ist nicht möglich.

.....
Valérie Greitens
Die Autorin studierte Rechts- und Politikwissenschaft in Edinburgh, Hamburg und Paris.

Fremde Freiheit im unbegrenzten Irrgarten

Im Report sagte der Wärter, er war immer glücklich mit dem Amt. Er sei gleich eingezogen, seit Jahren bewohne er das Gefängnis und hüte alle Gesetze, treu dem System. Er erwachte eines Tages fremd, unsicher auf welcher Mauerseite er stünde. Doch er, er müsste es erkennen, er ist ja verantwortlich für die Pforte, die schweren großen Türen, die nur er ordnungsgemäß zu schließen vermag. Alles war Routine, alles war gleich, wiederholte er, er machte alles gleich, doch fühlte er sich versetzt, austauschbar. Verpflanzt in fremde Stiefel. Schützen. Hilfe. Lauter schrie er wie bisher: Freiheitsparolen, schüttete die Wälle höher auf, schützte und schottete den Hort der Unabhängigkeit vor allem Außen. Verstrickte sich dennoch. Wurde noch gradliniger, kompromisslos. Kein Blick nach links kein Blick nach rechts immer geradeaus. Recht ist, was Dir am nächsten steht.

Der Schutzraum zählte immer weniger Personen, wurde aber zunehmend enger. Wiederum tauscht einer die Rolle, ersetzt einen Gefangenen, wird zum Du, zum Schatten der Rechtssicherheit. Sicherheitstrakt. Erst grenzten sich die Freiheitlichen ab, erdichteten und errichteten, stotterten und schotterten sich ab, wurden ausgegrenzt und grenzten sich in Gedankenschutzwällen ein. Der Schatten wurde zum Brett, das Brett zum einzigen Gegenüber. Doch traute man dem Brett bald nicht mehr, obschon es das Einzige war, was einem Recht zu geben verstand. tock – tock. Es gab Gerüchte: im Schutzbau würde man unheilbar glücklich. Doch wenige wollten ganz ohne Widerstände leben, wussten sie auch nichts von den engstirnig-wachsenden Brettern der Insassen. Man fürchtete hinter den dicken Mauern, bei Dir, nur Weisheit und Gerechtigkeit; vor Eintritt jedoch: Divergenz und Eigenart sind abzulegen. Man hoffte auf Berichte, auf Guckfenster in die Sphäre, die man nicht teilen wollte. So blieb die Welt der Seligen eine Phantasie, vor und hinter den Mauern malte man sie aus – Kohle-Schattierung –, wartete, wahrte unkritisch Distanz.

Amena weiß hiervon nichts. Sie macht sich keine Gedanken über das Paradies nach eigenen Regeln. Regeln stellt sie seit Langem selbst auf, Grenzen hat sie nicht gesetzt bekommen. Freiheit sucht sie nicht, ist allzu frei. Vogel, flieg. Blicke in den Horizont und sehe dort in der blühenden Offenheit verschüttete Mauerreste, die an meine Familie erinnern: Vater half eine zerstörte Palmenstadt am Westufer des Jordans wieder aufzubauen, meine beiden Brüder setzten die neuen Haustüren ein; alle drei kehrten nie wieder. Familie und Leben aus den Angeln gehoben. Mama verabschiedete sich mit einem stummen „Lauf weiter!“ unter trocknen Tränen. Sie schlendert immer noch auf die Fremde zu. Die unüberschreitbaren Wälle gibt es seit Langem nicht mehr, da sie niemand zu pflegen vermag. Nur in Gedanken sind sie noch nicht verrotet. Die zusammengestürzten, zertürmten, beerdeten, untergrabenen Hindernisse wahrzunehmen hindert die Blickweite, die die Augenhöhlen nicht verlässt. Hier und hüpf und jetzt. Trakt, vertrackt, schlingende Pfade. Schwindel. Der Widerstand ist die offene Pforte, sich selbst über den Weg zu trauen. Der Wind pfeift durch. Einsam, eisig, schweigend, still und stumm, singend, brummend, pfeifend, trällernd: Die kindliche Natürlichkeit überwog die gesellschaftliche Regel – Riegelsetzung – die Neugier die Angst. Im tanzenden Schritt, seitlich schreitend, sprang sie mit einem glücklichen Satz über die eingebuchteten Wälle, folgt den Mustern der Ruinen, beschleunigt leicht, mit je-dem Schritt. Zielgerichtet irrt sie im Kreis bis sie die Wächter, wuchtige Wegelagerer, entdeckt. Kerkerkörper – menschliche Gestalten, die Häupter: ungeheuer. Verdeckt von breiten Maserungen, narbensanft, sind sie anziehend und hart gleichermaßen: ungetüm. Die fernen Wesenswärter faszinieren: Körperkerker!

Amena will sie gerne sanft zwischen den abstehenden Ohren berühren, ertasten, fühlen – fassen, erstaunen, zieht zurück, zögert: Hemistichomythie der blindwütigen Bullenschreie. Kurz, tief, lautstärkenindifferent. Zieht zurück, zögert, will – schreckt, Zeit zurück. Es zieht sie weiter, möchte anhalten, drängt sie zugleich fort, fremd und fern, ins Zentrum, Stolperstein, immer weiter, spiralförmig hinauf, hinab, hinein, drauf zu – Schreie der gequälten Freiheit: ungestüm. Intensiver, zunehmend wesensferner: ungemach und anziehend. Pfad und Pfand. Abgeschreckt. Die Fremde ist`s, sie zieht uns an: mich aus. Lockt. Stets regt meine Andersart Dich zum Mustern an und aus und an. Folge den Mustern: Locken – Süden, Kleidung – Osten, doch zu hell – eher nordisch, falscher Kontinent. Fahl. Augenpartie – östlich, Nase – nicht, weiterhin: zu dunkel, dennoch bleich. Damenbart? – zu jung. Eigentlich zu hübsch. Zu ... – Ob ich wohl eine Fahrkarte besitze? Sitzt aufrichtig stumm. Flüchtlingsstatus – Kassiererin, gut möglich, Religion? Auf welchem Weg – überwacht? Meine Brüder sind tot, die Eltern gemetzelt. Aber still, kein Wort. Ruhig standhalten, Augenblick. Das beste: irritieren. Freundlich den Platz anbieten, akzentfrei im Dialekt, stets menschlich Augenkontakt. Das halten Sie nicht aus, ich werde zum Monster, steh doch auf, wechsle den Platz.

Das Gleiche dort, ein schattenloser Platz: kein Augenkontakt möglich, alle suchen sich selbst, ganz verbohrt, blindlings tappend, ihre Freiheit als Selbstbefangene verteidigen. Verteidigen, indem sie handgreiflich Gegenstände als Waffen benennen und in ihrer Blindheit ruckartig nach allen Seiten ausstechen, um im Verteidigungsfall reaktionsschnell den ersten Schlag verpasst zu haben. Zur Abschreckung gesetzt, sitzt, trifft. Neutrales Stachelschwein: Alles nach deinen wankelnden Regeln, gusseisern, an der Grenze wird geschossen. Rühr mich an, ich schlag zuvor. Komm mir nah, ich hab Dich schon. Dennoch, diese Lust Amenas über das Brett zu greifen, das krause Haar zu kämmen, den Schweiß der Stirn zu enttupfen. Tapfer, ungestüm. Die bestmögliche aller Welten, hier wie dort, der kleinste größtmögliche Kompromiss. Für Dich nur mies. Leben und irren lassen, weiterzieh`n. Ich lasse dir dein Spiel, im Bau. Lasse euch euch selbst verstecken – Wärter eurer Macht –, Missbrauch, Misstrauen; miss-treu verstecken, verraten, raten, suchen, schlagen, weiterzieh`n. Für Erlösung selbst die Augen öffnen. Gefangene Wärter warten ewig, warte nur balde ... Alle Wände wurden eingerissen, nur wer will sieht Grenzen, misstraut, missbraucht, versteckt, verdreckt, verreckt. Ich bin ohne Grenzen aufgewachsen und schreite weiter – zu meiner Hafenheimat, stumm, nach allen Seiten offen, fremdenfreundlich, fluchtbereit.

.....
Florian Henri Besthorn
– Alumnus der Universität Basel –



Aktbilder: Merle Prestin, Mixed Media

FREMDE, DIE FREUNDE SIND

Es war kurz nach Mitternacht, als wir das *Mère* verließen. Wir waren dicht. Antoine schrie „PARIS, C’EST NOUS!“ und ich schrie zurück. Der Asphalt war gelb getüncht vom Laternenlicht. Es war immer noch heiß, drückend feucht, wie vor einem Gewitter, das nicht kommen wollte. Die Häuser links und rechts schauten auf uns herab, die Steine schwitzten, wir schwitzten und spiegelten uns in den Schaufenstern. Immer dasselbe, eine aufgespannte Filmrolle auf Dauerschleife, ein unendlicher Loop, zwei Männer, eine Frau, Gestalten die durch die Nacht liefen, schwarzweiß tanzende Schatten, die ineinander flossen und verschwanden. Marie balancierte die Bordsteinkante entlang, Arme ausgestreckt, Rotweinflasche in der einen Hand, Zigarette in der anderen. Ich streifte sie absichtlich mit der Schulter. Sie verlor das Gleichgewicht, stand nur noch auf einem Bein, das andere nach vorne ausgestreckt, wie eine Ballerina, machte einen Hüpfer und landete wieder sicher mit beiden Füßen auf dem Bordstein.

„Also, warum ist dein Deutsch so gut?“

„Bist du ein Inquisitor oder was?“

„Ich glaube nicht, dass du Französin bist.“

„Ich bin Pariserin“, sagte sie und reckte stolz ihr Kinn.

„Wo kommst du denn her?“, fragte sie rückwärts auf dem Bordstein balancierend.

„Von überall und nirgendwo.“

„Das ist keine Antwort.“

„Du fällst gleich.“

„Jamais!“, sagte sie, grinste und nahm einen Schluck. Ich langte nach der Flasche und griff ins Leere.

„Ich teile nicht mit Fremden“, sagte sie, die Flasche hinter dem Rücken haltend.

„Sind wir noch Fremde?“

„Freunde, die Fremde sind“, sagte sie und nahm noch einen kräftigen Schluck.

Wie es dazu kam, dass wir nun diesem Mädchen auf eine Hausparty folgten, weiß ich auch nicht. Vor einer Stunde war sie nicht mehr als eine Kellnerin, eine Geschichte, die man sich erzählt, wenn man sich fünf Jahre nicht gesehen hat und Nostalgie der einzige Rettungsanker ist. „Erinnerst du dich an die heiße Kellnerin in Paris? Du weißt schon, die, die Deutsch sprach? Man, die mit den grünen Augen und den Tattoos. Nein? Ich kann nicht glauben, dass du dich nicht mehr erinnerst.“

Jetzt war sie nur Marie, die auf Bordsteinkanten tanzte. So etwas passierte nur im Ausland. Zumindest glaubte ich das. Aber was war schon Ausland für mich? Ein Land, das außen war... aber außen von was?

Wir stiegen bei Saint Georges in die Métro und fuhren Richtung Mairie d’Issy. Marie und Antoine alberten herum. Sie lehnte gegen die Wand des Waggons, den Kopf auf dem rotbraunen Haarknäul abgelegt. Wir saßen ihr gegenüber auf den Klappstühlen. Sie machte sich lustig über Antoiness belgischen Akzent.

„Viens ici une fois et passe-moi la bouteille une fois“, äffte sie ihn nach. Sie war gut darin. Antoine sprang auf, riss ihr die Flasche aus der Hand, nahm einen langen Zug, dann deutete er mit der Flasche auf sie und sagte ernst: „C’est ,viens une fois ici` et pas ,viens ici une fois`.“

Dann brach er in Gelächter aus.

So ging das die ganze Fahrt über. Mein Bildschirm leuchtete derweilen ununterbrochen. Laura schickte Fotos. Laura lachend vor ihren Bildern. Laura mit faltigem Mann mit langen grauen Haaren. Laura mit Modemädchen. Laura mit sonst irgendwem. Keine Ahnung. Ich kannte niemanden. Es interessierte mich auch nicht. Komm zur Party, schrieb ich. Anstandshalber.

Bei Concorde stiegen wir um, liefen fröhlich betrunken durch die Tunnel. Passanten starrten. Wir starrten zurück. Drei Verrückte. Dann Musik in der Ferne. Marie stürzte die Treppen hinauf. Wir hinterher. Als wir keuchend oben ankamen, stand sie bereits da wie ein

verlorener Jünger vor dem Auferstandenen. Ein junger Kerl mit schulterlangem Haar, seine Arme sehnig, die Finger um den Gitarrenhals geklammert, das Holz dunkel und poliert vom langen Spiel.

Er schaukelte vor und zurück, Oberkörper gekrümmt, dann wieder aufrecht, Augen wild aufgerissen dann wieder geschlossen, der Anschlag synkopierend, TAK TAK OOHMB TAK OOHMB TAK OOHMB TAK, sein Mund weit geöffnet, ELLE EST TELLEMENT JOLIE, ELLE EST TELLEMENT TOUT ÇA, die Worte prallten von den Kacheln ab, Marie tanzte auf der Stelle, Flasche in der Hand, ihre schmalen Fesseln entblößt, die Wadenmuskeln rhythmisch kontrahierend, sie schloss die Augen und sang, der erste Ton klar und laut, heller als man bei ihrer Stimme erwartete. CE SOIR J’ATTENDS MADELEINE, MAIS IL PLEUT SUR MES LILAS, IL PLEUT COMME TOUTES LES SEMAINES, ET MADELEINE N’ARRIVE PAS, schallte durch den gekachelten Tunnel, tausendfach hin und hergeworfen, der Anschlag laut, drängend, er schrie, sie sang, DRITE STROPHE, Antoine filmte, ich lachte, REFRAIN, Ende, Glück.

„Ils savent chanter, les Français“, rief Antoine.

„Mais je suis pas Français“, antwortete der Gitarrist.

Wie eine ins Ohr geflüsterte Verheißung wummerte der Bass durch das Treppenhaus. Wir quetschten uns in den Fahrstuhl, Marie zog das grün oxidierte Eisengatter hinter uns zu. RUMS. Die Kabine erzitterte, als das Getriebe ansprang. Schleichend zogen uns die Stahlseile nach oben. Unsere Körper dicht aneinander gepresst, so dass ich nicht wusste, wohin mit meinen Händen. Das Getriebe surrte. Die Stockwerke zogen an uns vorbei. Je höher wir kamen, desto tiefer grollte der Bass. Dann mit einem Ruck blieb der Käfig stehen. Das Eisengatter ratterte zur Seite. Wir platzten heraus. Mein Herz pumpte vom Elektrobass-Ethanol-Mädchenamalgam. Marie bog nach rechts ab, lief schnurstracks auf eine rot lackierte Tür zu.

Schlüsselgeklimmer.

Zigarettenrauch und Parfüm knallten uns entgegen, Stimmengelacker überall. Ein blondes Mädchen schrie und fiel Marie um den Hals.

„T’es là!“

Erst jetzt sah sie uns. Wir wurden gemustert. Sozialcheck. Genehm. Wir wurden vorgestellt, Louisa oder Lisa oder so, ich kann mich nicht mehr erinnern. Antoine grinste wie ein Schuljunge in der letzten Reihe.

„This is going to be a good night, I can feel it“, sagte er und legte seinen Arm um mich.

Wir folgten Marie den langen Flur hinunter, die Wände behangen mit Holzmasken wie im Völkerkundemuseum, lustig irre Fratzen neben furchteinflößenden, runde Gesichter neben langezogenen, manche bunt befiedert mit scharfen Zähnen, andere mit aufgerissenen Mäulern und zusammengekniffenen Augen.

Jeder schien Marie zu kennen, Hände streckten sich nach ihr aus, überall blieb sie stehen, Umarmungen, Kuss auf die Wangen, ein paar Worte, das ist übrigens Lucille, Hotpants, Jeans, blau, kleine spitze Brüste, Muttermal am Hals. Und das ist Adrian, Castro-Bart, Lederstiefel, schwarz, Hemd mit Muster, blau, Siegelring am Finger, Hand an Lucilles Arsch - WEITER - Wohnzimmer: schwere Holzmöbel, antik, die Wände mit Ölbildern behangen, auf einem eine nackte Gestalt auf orangerotem Grund, graue Haut, männlich, muskulös, mit grünem Koffer in der Hand, gesichtslos in die Ferne blickend - WEITER - durch deckenhohe Flügeltüren, im nächsten Raum, Bücherregale wie Türme, dann die Balkontür, Menge im Zigarettendunst, frische Luft, endlich.

.....
Sven-Erik Green
- Rechtsanwalt in Hamburg -

Ein Auszug aus dem bisher unveröffentlichten Roman
„Nirgendwo hinter der nächsten Grenze“

Ein wunderschöner Albtraum der Seele

Wiedergesehen: 1972 kam Kubricks „A Clockwork Orange“ in die Kinos – ein bis heute einzigartiges filmisches und philosophisches Spektakel

Nein, politisch korrekt ist dieser Film in Zeiten von Gender Mainstream und #Metoo ganz sicher nicht, aber Friedrich Nietzsche hätte mutmaßlich seine Freude an ihm gehabt: Wohl in kaum einem anderen Werk wurden seine Ästhetik und seine Moralkritik so auf den Punkt gebracht wie in Stanley Kubricks Verfilmung des Romans von Anthony Burgess (1917-1993). Der visionäre englische Schriftsteller und Komponist katholischen Glaubens ließ sein Werk in der europäischen Ausgabe zwar optimistisch enden. Kubrick (1928-1999) aber verzichtet darauf und lässt die Hauptperson Alex (Malcolm McDowell), der während des gesamten Films aus dem Off seine Lebensgeschichte erzählt, als Täter und Opfer zugleich zurück. Erst dadurch entfaltet der Film seine moralkritische Sprengkraft, indem sich die christlich geprägte Moral ganz nietzscheanisch in Ästhetik auflöst.

Diese Ästhetik ist vor allem eine der meisterhaft inszenierten brutalen Gewalt. Alex, der noch bei seinen einfach gestrickten Eltern in einer kleinen Wohnung lebt, ist ein intelligenter, dabei aber vollkommen empathieloser und moralisch absolut enthemmter junger Mann. In einer fiktiven, teils futuristisch wirkenden Londoner Vorstadt hat er eine Gang um sich geschart hat, die an Hooligans erinnert. Dabei legt Alex für sich und seine drei „Droogs“ (Anspielung auf das russische Wort für „Freund“) großen Wert auf Stil. Er ist leidenschaftlicher Beethovenverehrer und wird geradezu andächtig, wenn von irgendwoher plötzlich die Neunte Sinfonie erklingt. Man kleidet sich im Avantgarde-Look der sechziger und frühen siebziger Jahre und trifft sich in der „Korova Milchbar“, deren Ambiente ebenfalls die avantgardistische Popkultur jener Zeit widerspiegelt. Auf den nächtlichen Streifzügen, teils in einem offenen, superflachen Sportwagen, zelebriert die Gang bei Überfällen und sonstigen Gelegenheiten sadistische und orgiastische Gewaltexzesse, immer perfekt durchchoreografiert und oft im Rhythmus der unterlegten Musik. Neben Beethoven ist dabei immer wieder der Filmschlag „Singin’ in the Rain“ zu hören, den Alex zum Beispiel pfeift, während er und seine Komplizen ein Schriftstellerehepaar in deren Villa mit Fußtritten und Knüppelhieben misshandeln, bevor sie die Frau vergewaltigen. Auch die Prügelei mit einer rivalisierenden Gang, die in einem wunderschönen alten, allerdings verfallenen Theater gerade ein junges Mädchen vergewaltigt, erscheint mit der unterlegten Musik fast wie ein modernes Tanztheaterstück.

Doch irgendwann ist es mit dem Rausch zu Ende, Alex und seine Komplizen werden verhaftet und verurteilt. Im Gefängnis erfährt Alex von einem neuartigen Programm für Gewalttäter, das nach erfolgreichem Abschluss eine Haftentlassung verspricht. Sofort bemüht er sich darum, in das Programm

aufgenommen zu werden, was ihm schließlich auch gelingt. Dabei handelt es sich um eine Art Aversionstherapie. Ihm werden über zwei Wochen hinweg jeden Tag Filme mit brutalem Inhalt vorgeführt: Blutige Prügel Szenen, Folter, Gruppenvergewaltigungen. Zunächst findet Alex, dem es durch eine Vorrichtung unmöglich ist, zwischenzeitlich einmal die Augen zu schließen, die Filmsequenzen anregend. Doch schon nach einiger Zeit wird ihm dabei mehr und mehr übel. Am Ende ist er nicht einmal mehr in der Lage, sich Gewaltszenen auch nur vorzustellen, ohne dass er sich vor Übelkeit und Ekel übergeben muss. Tragischerweise war einer der ihm vorgeführten Gewaltfilme zufällig mit Beethovenmusik unterlegt, so dass Alex auch diese geliebten Klänge nun nicht mehr ertragen kann.

So „therapiert“ wird Alex tatsächlich aus dem Gefängnis entlassen. Doch lebensstüchtig ist er nun mindestens ebenso wenig wie zuvor. Obdachlose, von denen er zu Beginn des Films mit seiner Gang einen zusammengeschlagen hatte, rächen sich an ihm; seine ehemaligen Droogs, die inzwischen die Seiten gewechselt haben und als Polizisten Dienst tun, ebenso. Schließlich landet er, misshandelt und wehrlos, zufällig wieder in der Villa des Schriftstellers, der noch immer unter den Folgen des Überfalls leidet und dessen Frau sich danach das Leben genommen hatte. Zunächst erkennt dieser seinen Peiniger nicht (er hatte während des Überfalls eine Maske getragen) und hilft ihm. Doch als Alex sich ein wenig erholt und beginnt, „Singin’ in the rain“ zu pfeifen, geht ihm ein Licht auf. Obwohl eigentlich liberal-humanistisch gesonnen und in Opposition zum Regierungsprogramm, dessen „Opfer“ Alex geworden ist, sperrt er ihn schließlich in ein Zimmer im Obergeschoss ein. Dort spielt er ihm als perfide Folter Beethovens Neunte Sinfonie vor. Er hatte in der Zeitung gelesen, dass Alex diese Musik nun nicht mehr ertragen kann. Dem Wahnsinn nahe will Alex sich das Leben nehmen und stürzt sich aus dem Fenster, doch er überlebt schwer verletzt. Im Krankenhaus wacht er aus dem Koma auf und ist plötzlich wieder in der Lage, Beethoven ohne Beschwerden zu hören. Die Regierung, die das Programm initiiert hatte, ist deswegen inzwischen in die Kritik geraten und versucht, den „geheilten“ Alex für ihre Zwecke zu nutzen. Der Film endet offen mit einer Traumsequenz, einer Sexszene im Schnee.

Das Unmenschliche gehört zum Menschlichen

Die komplexe Vielschichtigkeit des Films, der nicht zuletzt auch ein ästhetisches Meisterwerk ist und hier insbesondere an Kubricks „2001 – Odyssee im Weltraum“ von 1968 anknüpft, macht ihn zu einem zeitlosen Meilenstein der Filmgeschichte. Denn er verhandelt einige der ganz großen Fra-

gen: Woher kommen wir? Wohin streben wir? Was macht uns aus? Was sollen wir tun? Was ist die Kunst? Kubrick verzichtet in seinem Film auf die latente Erlösungshoffnung des Romans und hält uns schonungslos den Spiegel vor. Seht her, wir sind alle eigentlich wilde und nur mühsam durch die technische Zivilisation gezähmte Tiere; seht her, wir alle folgen unseren Trieben; seht her, die Moral ist nicht mehr als die Konstruktion einer zudem bigotten Fassade; seht her, wie die Ästhetik der Gewalt uns anmacht; seht her, wie der schlimmste Täter, kaum ist er entwaffnet, zum bedauernswertesten Opfer wird. Diese Konfrontation wirkt heute so durchschlagend wie damals, unabhängig von der popkulturellen Bebilderung und den Anspielungen auf den Kalten Krieg zwischen Ost und West. Gerade die sprachliche Vermischung von Begriffen aus dem Cockney Slang mit russischen Brocken führt uns vor Augen: Im Kern sind wir alle gleich, die Differenzen sind ästhetischer Natur und lassen sich wunderbar „samplen“, wie man heute sagen würde.

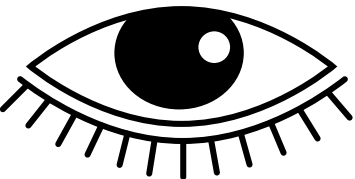
So lässt uns die radikale Destruktion der Moral, die Dominanz des „Willens zur Macht“ auf allen Ebenen und mit aller Brutalität und Rücksichtslosigkeit, nur scheinbar ratlos zurück. Denn die Eindringlichkeit des „Schönen“ in den Bildern und in der Musik setzt einen Kontrapunkt gegen Nihilismus und Verzweiflung. Denn das Schöne ist mehr als nur schöner Schein und Kitsch. Es geht tief und rührt uns im Innersten. Zwar sind wir wilde Bestien, verschlagene und verlogene Egomane, aber wir sind in der Lage, Kultur zu erschaffen, großartige Kultur. Zivilisation und Mitmenschlichkeit, Empathie und Zärtlichkeit lassen sich durch behavioristisch-technokratische Seelenklempnerei nicht herstellen. Insofern verspricht die Kultur keine Erlösung, aber sie macht die Wildnis und die Herrschaft der Stärkeren etwas erträglicher. Der Film feiert die Macht des Stärkeren ebenso wenig wie er die Schwachen und Misstratenen desavouiert, aber wie Nietzsche verhehlt er auch nicht die Faszination der tobenden bestialischen Eleganz im Kontrast zu den nach Urin stinkenden Obdachlosen oder den naiven und treuherzigen Eltern. Aber genau auf die Hilfe und Gnade dieser ist Alex zurückgeworfen und angewiesen, als er, nun ganz klein, „geheilt“ aus dem Gefängnis kommt und selbst ein Obdach sucht. Doch die Eltern haben sein Zimmer längst an einen anderen jungen Mann vermietet, der ihnen als besserer Ersatzsohn Schutz und Fürsorge bietet und den sie nicht wieder fortschicken wollen. Und als Alex mittel- und wohnungslos auf der Straße auf den Berber trifft, den er einst brutal zusammenschlug, ruft der seine Kumpanen herbei, um sich an dem nun Wehrlosen nicht minder brutal zu rächen.

Am Ende steht die Erkenntnis, dass wir ausweglos an uns selbst leiden, an unserer wilden Natur ebenso wie an den bigotten Institutionen, die wir erschaffen haben, um uns zu zähmen. Aber das Leiden steht komplementär zur Lust: Etwa, wenn wir uns rauschhaft der zivilisatorischen Fesseln entledigen, um die Grausamkeit des Jägers zu zelebrieren. Dabei delektieren wir uns am Leiden des Gejagten, sofern es denn ausreichend ästhetisiert und pathetisch überhöht ist. Auf diese Weise wird möglicherweise doch wieder aufkommendes Mitleid von vornherein in wollüstige sadistische Energie verwandelt. Da konvenieren dann auch der Paradeschritt von SS-Divisionen und die Bilder von Bombern der Wehrmacht, die

gerade ihre tödliche Fracht abwerfen, mit dem „Suicide Scherzo“ aus dem 2. Satz der Neunten Sinfonie Ludwig van Beethovens, ohne dass für den Unkundigen auch nur die Spur einer Dissonanz erkennbar wäre. Das grausame Unmenschliche gehört zum modernen Menschen dazu, in ihm kommt er geradezu zu sich selbst. Die Firnis der Zivilisation ist dünn, der Höhlenmensch mit der Keule bricht sich immer wieder Bahn. Zivilisation bedeutet Entfremdung vom Ursprünglichen, dem wir verhaftet sind. Alex, dieses Kind der Arbeiterklasse oder – wie man heute sagen würde – des Prekariats, revoltiert dagegen, aber lässt sich dennoch sofort kaufen, sobald das Angebot stimmt. Doch dann muss er erkennen: Es war ein Betrug. Ecce Homo, Menschliches, allzu Menschliches.

A Clockwork Orange war angeblich Kubricks kommerziell erfolgreichster Film. Wenn das stimmt, dann zeigt das dreierlei: Erstens passte er perfekt in die Zeit der späten sechziger und frühen siebziger Jahre mit ihrer Popkultur, aber auch mit ihren Exzessen. Die Gewaltorgien des Vietnamkriegs, die Francis Ford Coppola später in seinem Welterfolg „Apocalypse now“ auf teils ähnliche Art wie Kubrick ästhetisch verarbeitete, sind dafür ebenso ein Beispiel wie Charles Manson, das gleichermaßen brutale wie charismatische Oberhaupt einer Kommune („Manson Family“), deren Mitglieder 1969 die Schauspielerin Sharon Tate, Ehefrau des Regisseurs Roman Polanski, sowie vier weitere Menschen in ihrer Villa in Los Angeles ermordeten. Die Ähnlichkeit der Manson-Morde mit dem Überfall der Alex-Gang auf das Schriftstellerehepaar ist allerdings zufällig, denn Burgess‘ Roman erschien bereits 1962. Zweitens war es schon immer so, dass die Verbindung von Gewalt mit Musik und einer stark erotischen Dimension an etwas Ursprüngliches im Menschen rührt und damit die Massen fasziniert. Und drittens ist der Film intellektuell und ästhetisch keineswegs zeitgebunden, sondern von zeitloser Brillanz und spricht damit Cineasten wie Intellektuelle aller Gattungen bis heute an. Wer also über die großen Fragen nachdenkt, vielleicht sogar auf den Spuren Friedrich Nietzsches, und „Uhrwerk Orange“ noch nicht gesehen hat, der sollte die Chance nutzen, sobald sie sich bietet. Es gibt in der Filmgeschichte kaum etwas Lohnerendes.

.....
Uwe Doll
- Freiberuflicher Publizist -



„A CLOCKWORK ORANGE“

IST GERADE ALS DVD IM VERBUND MIT „BARRY LYNDON“ UND „2001 – ODYSSEE IM WELTRAUM“ VOM TASCHEN VERLAG NEU AUFGELEGT WORDEN.

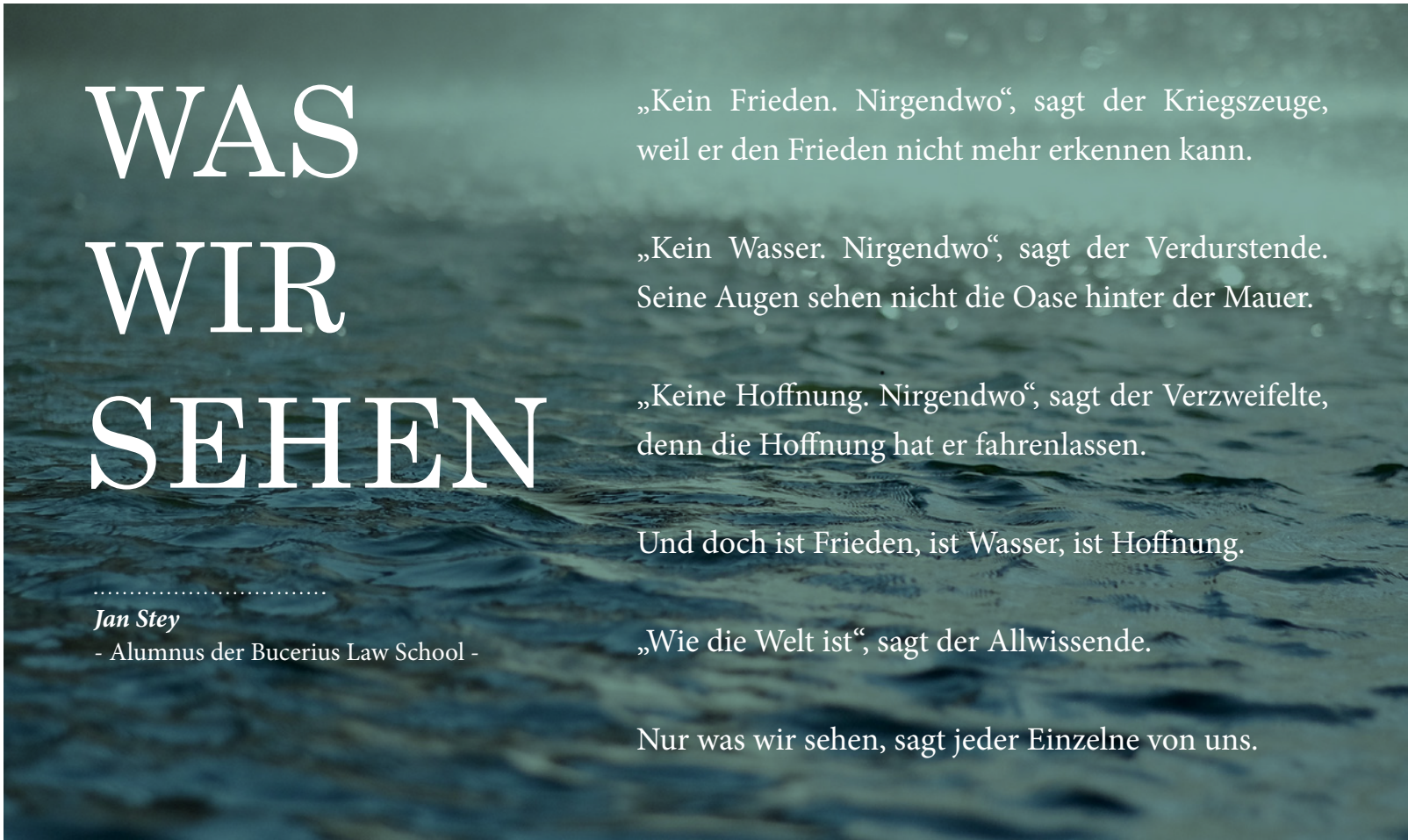


Foto: pixabay.com/de/photos/wasser-wellen-regen-blau-brunnen-4100372/

Autoren & Redakteure gesucht: Werde Teil der PuG!

Kantig, kritisch, persönlich – die PuG ist die Zeitung von Studierenden für Studierende! Die PuG bietet dir die Möglichkeit, Teil eines Diskussionsforums der anderen Art zu sein: Meinungs austausch und kritische Auseinandersetzung mit aktuellen Themen, die unsere Gesellschaft und explizit dich beschäftigen. Dir wird eine Plattform geboten, die nicht nur eine große Leserschaft erreicht, sondern auch Raum für Reflexion und argumentativ starke Positionen bietet. Unsere Beiträge stammen von Studierenden und jungen Berufstätigen weltweit; bisher konnten wir Beitragende von ca. 30 Universitäten aus 15 Ländern gewinnen. International vernetzt wirst du die Stimme von morgen im politischen Weltgeschehen. Werde Teil unserer Community und nutze

die PuG als Plattform für deinen Beitrag zur gesellschaftlichen Debatte, ganz egal, in welcher Form: Artikel, Lyrik, Fotoreihen oder Illustrationen – es gibt kein starres Format und keine inhaltlichen Vorgaben. Wir setzen auf die Kraft des guten Arguments und sehen den Wert unserer Zeitung gerade darin, dass sie unterschiedliche Sichtweisen und Ausdrucksformen einander gegenüberstellt und in Austausch bringt.

Für jede Ausgabe geben wir Leitthemen vor, an die du dich halten kannst, aber nicht musst.

Werde kreativ, werde kritisch – werde Teil der PuG-Gemeinschaft! Wie? Reich uns DEINE schriftlichen Bei-

träge (max. 2000 Wörter) im doc.-Format (Microsoft Word) und DEINE Bilder als jpeg.-Datei ein.

So findest Du uns: sende Deine Beiträge oder Fragen an kontakt@politik-gesellschaft.com. Wir freuen uns auf Deine Nachricht! Außerdem kannst Du unsere facebook-Seite <https://www.facebook.com/wearepug/> abonnieren, uns bei Instagram folgen ([@politik_gesellschaft](https://www.instagram.com/politik_gesellschaft)) oder unsere Homepage www.politik-gesellschaft.com besuchen!

Bis zur nächsten Ausgabe
DEIN PuG-Team

Join our international community of authors and artists

PuG stands for personal pieces, clear stances and critical thinking – it's the journal by students for students. Make PuG your platform and become part of the debate: PuG brings together students and young professionals from different academic fields and political affiliations as authors and readers and offers them a space not only to share their ideas and views but also their art and poetry. By contributing you become part of an international community of young people from up to now over 30 universities and 15 countries around the world – and it keeps growing.

How do I contribute? Send us anything from opinion pieces, poems, photo series or illustrations to the following e-mail-address: kontakt@politik-gesellschaft.com. We're also grateful for any feedback on the *FREIHEIT*-issue.

Is there a deadline for contributions? Yes. For our Summer-issue, which will be due in June 2020, the deadline for contributions will be around mid-April. Watch our website and facebook page for our call for papers: www.politik-gesellschaft.com and

www.facebook.com/wearepug/, or follow us on Instagram [@politik_gesellschaft](https://www.instagram.com/politik_gesellschaft).

However: You can send us your pieces any time – if you've missed the deadline for our current issue, we may just move it to the next one.

Looking forward to hearing from you!
Your PuG-Team

Impressum

Die PuG ist eine Zeitung von Studierenden und anderen jungen Leuten. Gründungs-ort und Sitz der PuG ist die Bucerius Law School in Hamburg. Die Redakteure sind, wenn nicht anders gekennzeichnet, Studierende der Bucerius Law School.

The PuG is a newspaper run by students and other young people for everyone. It was founded and is based at Bucerius Law School in Hamburg, Germany. If not otherwise indicated, our editors are students from Bucerius Law School.

Besonderer Dank gilt der:

Kursbuch Kulturstiftung

Insbesondere ihrem Geschäftsführer,
Herrn Dr. Sven Murmann.

Herausgeber:

Politik und Gesellschaft e.V.

Vorsitzende:

Sophia Schamberg
Marc Philip Greitens

Redaktionsleitung (v.i.S.d. § 8 HmbPrG):

Anna Seifert
Isabelle Stein

Redaktion:

Amelie Hoffmann
Arlette Greitens
Engeline Eustrup
Jakob Rehder
Jasper Tretow
Lorenz Röttger
Morten Kramme
Nicolas Philipps
Sophia Schamberg
Valérie Greitens

Layout:

Merle Prestin (HAW Hamburg)

Illustrationen:

Philip Heider
Charlotte Götze

Anschrift Herausgeber und Redaktion:

Politik und Gesellschaft e.V.
Jungiusstraße 6
20355 Hamburg

Alle Beiträge erscheinen, wenn nicht anders gekennzeichnet, exklusiv in Politik & Gesellschaft. Die dabei vertretenen Ansichten sind solche der Autoren; sie spiegeln nicht zwangsläufig die Ansichten der Redaktion oder der Bucerius Law School wider.

ISSN 1862-0213